

Manfred Josuttis (1936–2018)

Akademische Gedenkfeier
am 26. April 2019
in der Universitätskirche St. Nikolai, Göttingen

Herausgegeben von
Jan Hermelink und Tobias Braune-Krickau



Theologische Fakultät
der Georg-August-Universität Göttingen
2019

Jan Hermelink / Tobias Braune-Krickau (Hg):
*Manfred Josuttis (1936–2018). Akademische Gedenkfeier am 26. April
2019 in der Universitätskirche St. Nikolai, Göttingen,
Göttingen: Georg-August-Universität Göttingen 2019.*

DOI: <https://doi.org/10.3249/ugoe-publ-1>

Dieses Werk ist unter einer internationalen Creative Commons 4.0-Lizenz – Namensnennung; Weitergabe unter gleichen Bedingungen (CC-BY-SA) – lizenziert.
<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Bibliographische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Die freie Onlineversion dieser Veröffentlichung ist verfügbar über GoeScholar (Publikationenserver der Georg-August-Universität Göttingen) unter:
<https://goedoc.uni-goettingen.de>



GEORG-AUGUST-UNIVERSITÄT
GÖTTINGEN

Die Herausgeber:

Prof. Dr. Jan Hermelink ist Professor für Praktische Theologie mit dem Schwerpunkt Pastoraltheologie an der Theologischen Fakultät der Georg-August-Universität Göttingen.

Dr. Tobias Braune-Krickau ist Wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Praktische Theologie mit dem Schwerpunkt Pastoraltheologie an der Theologischen Fakultät der Georg-August-Universität Göttingen.



Manfred Josuttis
(1936–2018)

Inhalt

Zur Einführung	1
Ansprache der Vizepräsidentin der Georg-August-Universität Göttingen <i>Prof. Dr. Hiltraud Casper-Hehne</i>	3
Ansprache des Dekans der Theologischen Fakultät der Georg- August-Universität Göttingen <i>Prof. Dr. Bernd Schröder</i>	7
Ansprache des Lehrstuhlinhabers für Praktische Theologie / Pastoraltheologie <i>Prof. Dr. Jan Hermelink</i>	11
Manfred Josuttis. Eine theologische Physiognomie <i>Prof. em. Dr. Dietrich Korsch</i>	17
Dem Heiligen begegnen. Manfred Josuttis' Impulse und Herausforderungen für die aktuelle Praktische Theologie <i>Dr. Miriam Schade</i>	37
Haushälterin der Geheimnisse. Manfred Josuttis als Impulsgeber für die pastorale Praxis <i>Pfarrerin i.R. Lisa Neuhaus</i>	43
Anmerkungen	53

Zur Einführung

Der vorliegende Band dokumentiert die Beiträge zur akademischen Gedenkfeier für Prof. Dr. Manfred Josuttis, die am 26. April 2019 in der Göttinger Universitätskirche St. Nikolai stattfand. Die Feier wurde ausgerichtet vom Lehrstuhl für Praktische Theologie / Pastoraltheologie, von der Theologischen Fakultät sowie vom Präsidium der Georg-August-Universität Göttingen.

Manfred Josuttis, 1936 in Insterburg geboren, lehrte von 1968 bis 2001 Praktische Theologie an der Georg-August-Universität Göttingen. Seine innovative Forschung, die sich über das gesamte Gebiet der Praktischen Theologie erstreckt, hat in der Fachöffentlichkeit immer wieder überdurchschnittlich große Aufmerksamkeit erfahren. Als Prediger in der Universitätskirche St. Nikolai hat er viele Menschen mit seinem religiösen Engagement und seiner homiletischen und liturgischen Präsenz beeindruckt. Als Lehrer an der Hochschule sowie in zahlreichen Fortbildungen wurde er weit über Göttingen hinaus geschätzt und hat zahlreiche angehende wie praktizierende Pfarrerinnen und Pfarrer nachhaltig geprägt. Am 9. Februar 2018 ist Manfred Josuttis in Rosdorf bei Göttingen verstorben. Die folgenden Beiträge sind dem Andenken seiner Person und seines Wirkens gewidmet.

Der Dank der Herausgeber gilt allen, die zum Gelingen der akademischen Gedenkfeier beigetragen haben: den Vortragenden – sie werden in der Ansprache von Jan Hermelink (s.u.) noch eigens vorgestellt – Prof. Dr. Hiltraud Casper-Hehne (Göttingen), Prof. Dr.

Bernd Schröder (Göttingen), Prof. em. Dr. Dietrich Korsch (Marburg), Dr. Miriam Schade (Jena) und Pfarrerin i.R. Lisa Neuhaus (Frankfurt/M.), auch für ihre Bereitschaft zur Mitwirkung an diesem Band; Antje Vetterlein (Flöte) und Ingolf Helm (Orgel) sowie Hans-Martin Gutmann und Reinhard Umbach als „Die Spöttinger“, die die Veranstaltung musikalisch und satirisch gerahmt haben; den Mitarbeitenden am Lehrstuhl für Praktische Theologie: Elke Schikora, Philip Steinbach und Lea Katharina Müller, die sich um die Organisation sowie um die Veröffentlichung sehr verdient gemacht haben.

Göttingen, im August 2019

Jan Hermelink und Tobias Braune-Krickau

Ansprache der Vizepräsidentin der Georg-August-Universität Göttingen

Prof. Dr. Hiltraud Casper-Hebne

Sehr geehrter Herr Dekan, lieber Herr Professor Schröder,
sehr geehrter, lieber Herr Professor Hermelink,
sehr geehrte Frau Neuhaus und Frau Schade,
sehr geehrter Herr Prof. Korsch,
sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen,
liebe Gäste,

im Namen des Präsidiums der Georg-August-Universität Göttingen möchte ich Sie bei der akademischen Gedenkfeier für Herrn Professor Dr. Manfred Josuttis begrüßen und darf insbesondere Sie, sehr geehrte Familie Josuttis, herzlich willkommen heißen.

Herr Professor Dr. Manfred Josuttis ist im vergangenen Jahr im Alter von zweiundachtzig Jahren verstorben. Mehr als ein Drittel seiner Lebenszeit hat Prof. Josuttis an der Universität Göttingen gewirkt: In der Zeit von 1968 bis 2001 hat er nicht nur als Forscher und Lehrer, sondern auch als Universitätsprediger die Geschicke der Theologischen Fakultät, aber auch der Georg-August-Universität insgesamt mitgestaltet.

Seine Zeit hier war geprägt von vielen Umbrüchen – im wissenschaftlich-theologischen wie auch im politischen Bereich. Dabei hat sich Prof. Josuttis mit außerordentlichem Engagement in vielen fakultären, universitären, aber auch über die Universität hinausreichenden

Bereichen eingesetzt und sich niemals gescheut, deutliche und vor allem kritische Stellung zu beziehen.

Herausheben möchte ich insbesondere den Einsatz von Prof. Josuttis für unsere schöne und traditionsreiche Universitätskirche. Die Kirche, deren Bau bereits im 13. Jahrhundert begonnen hat und die im Jahr 1822 als Universitätskirche eingeweiht worden ist, hat den Zweiten Weltkrieg – im Gegensatz zu vielen anderen Gebäuden in der Stadt Göttingen – zwar unbeschadet überstanden, aber in den Jahren von 1983–1987 musste sie aufgrund von Einsturzgefahr grundsaniert werden.

Prof. Josuttis hat die Renovierungsphase eng mitbegleitet und jeder, der an großen (Um-)Baumaßnahmen beteiligt war, weiß, was sich für eine große und herausfordernde Aufgabe dahinter verbirgt.

Doch Prof. Josuttis hat sich nicht nur maßgeblich an der Renovierung der Universitätskirche beteiligt, sondern hat hier auch über zahlreiche Jahre – von 1977–2001 – als Universitätsprediger gewirkt. Wie mir Herr Prof. Hermelink, der Nachfolger von Prof. Josuttis auf der Professur für Praktische Theologie, mitgeteilt hat, versammelten sich immer zahlreiche Zuhörer zu seinen Predigten, da er ein versierter und eindrucklicher Redner war.

Ich selber habe leider Herrn Professor Josuttis nicht live erleben können. Aber ich habe in seinem letzten Buch „Ich bin ein Gast auf Erden“ einen Eindruck davon gewinnen können.

Besonders fasziniert hat mich dabei eine Predigt aus dem Jahr 1974, die er in Göttingen zum Thema „Demut und Demonstration“ verfasst hat.¹

Prof. Josuttis setzt sich hier kritisch und reflektiert mit einem politischen Ereignis im Hochschulkontext in der Zeit des Nationalsozialismus auseinander und wirft die Frage auf, ob christliche Demut und Widerstand unvereinbar sind oder vielmehr sogar zusammengehörig sein können. Er kommt zu einem Schluss, der auch heute in seiner Aktualität nichts eingebüßt hat:

„Es kann ein Akt äußerster Demut sein, das Unvermeidliche kommen zu lassen und im Angesicht der Bedrohung weiterzumachen. Es kann aber auch ein Akt der Demut sein, wenn einer nicht sein Kolleg weiterschreibt, sondern einen Protest unterschreibt [...]“.

Prof. Josuttis hat sich nie gescheut, kritisch Stellung zu beziehen. Er hat nicht nur an der Universität, sondern auch in der Stadt, etwa zur politischen Ethik, Stellung bezogen und war, wie mir Herr Prof. Hermelink mitteilte, in der Friedensbewegung aktiv und hat sich auch in Konflikte mit der Landeskirche begeben.

Doch nicht nur sein gesellschaftliches Engagement hat Prof. Josuttis ausgezeichnet, sondern auch seine Fähigkeit und sein Interesse an interdisziplinärer Arbeitsweise. Zunächst wissenschaftlich traditionell in der Theologie verhaftet, hat Prof. Josuttis mit der Zeit ein starkes Interesse an Verbindungen zu den Gesellschafts- und Humanwissenschaften entwickelt und dies in seine Aktivitäten als Forscher und Lehrer einfließen lassen.

Wenn man fragt, welche Verbindungen zwischen Prof. Josuttis und der Theologischen Fakultät an der Universität in Göttingen heute gezogen werden können, sind es sicherlich die beiden Punkte, durch die sich Herr Prof. Josuttis ausgezeichnet hat: eine dezidiert interdisziplinäre Ausrichtung und das – durchaus kritisch-reflektierte – Einbringen in gesellschaftliche Diskurse.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, lassen Sie mich mit einem Zitat aus der bereits zuvor zitierten Predigt von Prof. Josuttis schließen und an ihn gedenken:

„Wenn wir in unserer Hochschule vor Gott füreinander da sein wollen, dann heißt das erstens, dass wir lernen, deutlich und unbefangen miteinander zu reden. [...] [D]ann heißt das zweitens, dass wir lernen, offen aufeinander zu hören. [...] [D]ann heißt das drittens, dass wir lernen, mutig und vorurteilsfrei miteinander zu denken.“

Vielen Dank.

Ansprache des Dekans der Theologischen Fakultät der Georg-August-Universität Göttingen

Prof. Dr. Bernd Schröder

Sehr geehrte Frau Vizepräsidentin Casper-Hehne,
sehr geehrte Familie Josuttis,
sehr geehrte Freunde, Weggefährten und Schüler von Manfred Josuttis,
sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen,
sehr geehrte Damen und Herren!

Vor gut einem Jahr, am 9. Februar 2018 ist Professor Dr. Manfred Josuttis im Alter von bald 82 Jahren nach langer Krankheit gestorben. Um seiner und seines akademischen Wirkens zu gedenken, sind wir heute in der St. Nikolaikirche zusammengekommen – der Universitätskirche, in der Manfred Josuttis ein knappes Vierteljahrhundert (1977–2001) als Universitätsprediger gewirkt hat.

Als Dekan der Theologischen Fakultät freue ich mich, Sie alle aus diesem Anlass begrüßen zu dürfen – Ihr Kommen stellt einmal mehr eindrücklich vor Augen, wie weitreichend und tiefgehend der Praktische Theologe Manfred Josuttis Wirkung erzielt hat: unter Studierenden, unter Pastorinnen und Pastoren, die ihm bei Vorträgen oder in Veröffentlichungen begegneten, unter praktisch-theologischen Kolleginnen und Kollegen aus ganz Deutschland (und darüber hinaus). Seien Sie alle herzlich willkommen!

Besonders begrüße ich Sie, sehr geehrte Frau Josuttis, und Sie, die Sie heute zur Gestaltung dieser Gedenkfeier beitragen: Pfarrerin Lisa

Neuhaus aus Frankfurt, Dr. Miriam Schade aus Jena und Prof. Dr. Dietrich Korsch aus Marburg / Kassel; zudem diejenigen, die uns mit Musik erfreuen: Antje Vetterlein und Akad. Kirchenmusikdirektor Ingolf Helm an Flöte und Orgel, sowie „Die Spöttinger“, Hans-Martin Gutmann und Reinhard Umbach, nicht zuletzt auch meinem Kollegen Jan Hermelink, der für die Initiative für diese Gedenkfeier und deren Programm verantwortlich zeichnet.

Herzlichen Dank!

Manfred Jossutis hatte den „Lehrstuhl für Praktische Theologie“ an unserer Fakultät vom 1. April bzw. 19. Juli 1968 bis zum 31. März 2001 inne: auf den Tag genau 33 Jahre lang. Doch es ist nicht die schiere Dauer seines Dienstes, um derentwillen die Theologische Fakultät ihm viel verdankt. Drei Aspekte will ich herausgreifen:

1. In den dreiunddreißig Jahren seiner Zugehörigkeit zum Kollegium hat Manfred Josuttis viele Studentinnen und Studenten angezogen. Zwar wusste man das v.a. in den 1980er Jahren nicht so zu schätzen wie man es heute zu schätzen wüsste, doch als Hochschullehrer hat Manfred Josuttis die Notwendigkeit und die Komplexität Praktischer Theologie vor Augen gestellt, er vermochte – was nicht gering zu schätzen angesichts all der Problemlagen, die die Pastoraltheologie zu analysieren und zu erörtern versteht – zum Beruf des Pfarrers bzw. der Pfarrerin zu motivieren, und *er hat als Person wie als Lebender in Bann gezogen*.

Ob es an seinem ‚extra-terrestrisch‘ anmutenden „dichterischen Wandern“ oder seinen „furchterregenden Augen“ lag – wie Christoph Bizer aus Anlass seines sechzigsten Geburtstages vermutet hat² – oder schlicht an stupender Belesenheit, Klarheit des Urteils und Konsonanz von Person und Werk lag, sei dahingestellt.

2. In den dreiunddreißig Jahren seiner Zugehörigkeit erwies sich Manfred Josuttis als Individualist. In der Festschrift zu seinem sechzigsten Geburtstag hieß es: „Manfred Josuttis ist viel zu kantig, unabhängig und intellektuell, als dass er jemals eine theologische ‚Schule‘ hätte bilden mögen.“³ – auch von „Vatergestalt“, „Dominanz“ u.a.m. ist die Rede, selbstverständlich auch von der großen Gabe, disparate Zusammenhänge „in einen Entwurf [zu] pack[en], in dem die Sache zusammenpaßt“.⁴ Kein geringerer als

Henning Schröder war es, der diese Individualität auf den überaus passenden Begriff brachte: „Josuttis ist anders. Aspekte eines zeitgenössischen praktischen Theologen“.⁵

Zwar hatte Manfred Josuttis auch viele der Ämter inne, die ein Hochschullehrer an der Theologischen Fakultät zu Göttingen bekleiden kann – das Amt des Dekans (1971/72), des Ephorus des Uhlhorn-Konviktes (1972-1983),⁶ des Kurators der Waisenhaus-Stiftung (seit 1978) und vor allem dasjenige des Universitätspredigers, das er – wie erwähnt – vierundzwanzig Jahre lang (1977-2001) wahrnahm. Doch in seine Zeit fielen auch schier unüberbrückbare Differenzen zwischen den Kollegen diverser Disziplinen, zwischen geistigen Strömungen in der Theologie, zwischen den Optionen, wie auf den Wirklichkeitsverlust der Theologie zu reagieren wäre. Man wird sagen dürfen: *Manfred Josuttis hat durchaus gelitten an seiner Theologischen Fakultät (und sie an ihm), aber er hat darüber ein Profil gewonnen, das nicht zuletzt eben auch dieser Fakultät zu Gute kam.* Er gehörte kraft seines außerordentlich produktiven Wirkens fraglos zu den bekanntesten Theologen Deutschlands.

3. In seiner aktiven Zeit als Professor und weit drüber hinaus hat Manfred Josuttis eine enorme Strahlkraft gewonnen durch Vorträge und Fortbildungen, Aufsätze und – vor allem – Bücher. Zwischen seiner Dissertation, die 1965 u. d. T. „Die Gegenständigkeit der Offenbarung: Karl Barths Anselm-Buch und die Denkform seiner Theologie“ erschien und seiner Autobiografie, die 2016 u. d. T. „Ich bin ein Gast auf Erden: eine pastorale Lebensgeschichte“ publiziert wurde, zähle ich sechsendreißig monografische Publikationen,⁷ die z.T. mehrere Auflagen erlebten und in verschiedene Sprachen übersetzt wurden, darunter
 - Praxis des Evangeliums zwischen Politik und Religion: Grundprobleme der Praktischen Theologie (1974),
 - Der Pfarrer ist anders (1982),
 - Die Einführung in das Leben (1996).

Manfred Josuttis verstand es in hervorragender Weise, Konstellationen seiner Zeit auf den praktisch-theologischen Punkt zu bringen. Er hat seine Beobachtungen und Einsichten im Gespräch mit unterschiedlichen Theorien eingängig zur Sprache gebracht – auch das eine hohe Kunst.

Dass dabei er selbst keineswegs unverändert blieb, dass er seine persönlichen Lebensverhältnisse wie auch seine theologischen

Positionen harten Revisionen unterzog, geht damit einher. Doch was seine Praktische Theologie angeht, so fehlt ihr keineswegs das Gespür für Tradition – für seine theologische Herkunft in der Dialektischen Theologie, für einen Gestus der Kritik, für eine Analyse, die keine falsche Rücksicht nimmt.

Manfred Josuttis und die Theologische Fakultät standen in einem dialektischen Verhältnis zueinander. Die Theologische Fakultät der Georg-August-Universität Göttingen hat mit ihm ein hoch geschätztes Mitglied verloren, wir gedenken seiner dankbar und werden sein Andenken wahren.

Ansprache des Lehrstuhlinhabers für Praktische Theologie / Pastoraltheologie

Prof. Dr. Jan Hermelink

Sehr geehrte Damen und Herren,
insbesondere:

liebe Familie Josuttis,

liebe Schwestern und Brüder im kirchlichen Dienst,

liebe Kolleginnen und Kollegen aus der Wissenschaft,

also insgesamt: liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen,

als dritter Veranstalter dieser Gedenkfeier begrüße auch ich: Nachfolger von Manfred Josuttis auf dem Lehrstuhl für Praktische Theologie / Pastoraltheologie, Sie sehr herzlich zu dieser Gedenkfeier.

Nachdem die Frau Vizepräsidentin die Verdienste von Manfred Josuttis für die Universität wie für diese Kirche skizziert hat, und nachdem der Herr Dekan sein ebenso ertrag- wie spannungsreiches Wirken an der Fakultät gewürdigt hat, möchte ich – einigermaßen kurz, wie es sich für eine Begrüßung gehört – darauf hinweisen, was man von Josuttis über die Praktische Theologie lernen kann, und zwar gerade als Nachgeborener, der den Kollegen nur selten persönlich, sehr oft jedoch durch seine Schriften wahrgenommen hat.

Was ist Praktische Theologie, wenn man diese Wissenschaft – nicht nur, aber auch – von Manfred Josuttis lernt? Ich benenne ebenfalls drei Aspekte und will versuchen, Sie damit zugleich in das nun folgende Programm einzuführen.

Zum Ersten: Praktische Theologie ist eine gemeinsame, ja *eine gemeinschaftliche Praxis*. Gewiss, Manfred Josuttis war ein Solitär, ein Individualist, der sich – wenn er es für nötig hielt – klar und mitunter harsch von Anderen distanzieren konnte.

Aber auf der anderen Seite, das bezeugen viele der hier Anwesenden, war Manfred Josuttis zur Nähe begabt – in dem weiten familiären Netz, an dem er immer neu geflochten und das er als ein großes Geschenk empfunden hat, und ebenso in einem akademisch-freundschaftlichen Netz aus Kollegen, auch Kollegen anderer Fakultäten, aus Schülerinnen und Schülern, aus Fußballteams und Skatrunden.

Den meisten seiner Bücher merkt man an – und mitunter ist es im Vorwort vermerkt –, wie sehr Josuttis in Gemeinschaft gelebt, geforscht und gelehrt hat; mit allerhand Brüchen, aber – so scheint mir – mit noch mehr Kontinuitäten.

Ich freue mich darum, dass viele Menschen, die zu der Josuttis-Gemeinschaft (nicht: zu seiner Schule) gehört haben, heute dabei sind. Namentlich hebe ich nur Jochen Cornelius-Bundschuh hervor, ehemals Assistent bei Manfred Josuttis und nun Landesbischof in Baden, Corinna Dahlgrün, ebenfalls Assistentin in Göttingen und nun praktisch-theologische Kollegin in Jena, Berndt Schaller, der Manfred Josuttis in seinen letzten Tagen und Wochen besonders dicht begleitet hat, und schließlich Hans-Martin Gutmann, in Göttingen zuletzt Stiftsinspektor und Hochschulassistent, und nun in Hamburg tätig. Hans-Martin Gutmann werden Sie nachher noch erleben – in seiner Passion als Pianist und Spötter, zusammen mit Reinhard Umbach. Hier wird eine poetisch-politische Gemeinschaft reinszeniert, in der Manfred Josuttis sich immer wieder wohlgeföhlt hat.

Das zweite, was die Praktische Theologie von Manfred Josuttis lernen kann: Diese Wissenschaft lebt, vielleicht mehr als andere theologische Disziplinen, von der *Kraft des eindrucklichen Wortes*. Die Vizepräsidentin hat ja bereits – nicht zufällig – aus einer Predigt von Josuttis zitiert; weitere Zitate werden, da bin ich sicher, im Laufe des Nachmittags folgen.

Ich will dazu nur eine Passage beitragen, aus Josuttis' Auseinandersetzung mit „unserer Volkskirche“ – die nach ihm nicht nur Organisation ist, auch nicht nur Gemeinschaft der Heiligen, sondern zugleich ein bestimmtes Milieu:

„Die kirchliche Wirklichkeit auf der Gemeindeebene sieht anders aus. Auch wenn die Einzelgemeinden im Netz der Organisation zusammengelassen sind, muss man das parochiale Milieu von der Organisation unterscheiden, weil hier andere Kommunikationsmedien und Kommunikationswerte gelten. Das Gemeindeleben vollzieht sich in face-to-face-Relationen, also in persönlichen Kontakten, die in Einzelgesprächen und durch Gruppenbeteiligungen zustande kommen und häufig, aber nicht immer um die Person des Pfarrers / der Pfarrerin zentriert sind. [...] In der Regel erfolgt der Austausch hier in Form von Streicheleinheiten. Alle, die am Gemeindeleben regelmäßig partizipieren, liefern einander Bestätigungswerte in Form von personaler Zuwendung und sozialer Anerkennung. Viele Menschen, die gesellschaftlich isoliert leben, finden auf diese Weise Geborgenheit und sozialen Halt. [...] Das, was man meistens als ‚Kerngemeinde‘ bezeichnet, bildet gegenüber anderen kommunalen Milieus teils eine Alternative, teils eine Ergänzung. Wer nicht zum ‚Rotlicht‘-Milieu gehört, wer nicht singen kann oder sportlich aktiv sein will, wer kein Junggeselle, Skatbruder oder Schützenmitglied ist, der findet in der Kirchengemeinde immer noch soziale Kontakte.“⁶

Ich verzichte auf weitere Belege, zumal Sie dies alle ja wissen: Manfred Josuttis war ein begnadeter Redner – und zwar nicht nur in der *performance* (das auch), sondern ebenso im *phrasing*, in der sorgfältigen, rhetorisch durchgearbeiteten Formulierung jedes Satzes und jedes Bildes. Es gibt durchaus einen spezifischen Josuttis-*sound*, der gut zu erkennen ist und der sich – so scheint mir – von den 1960ern bis in die 2010er Jahre viel weniger geändert hat als seine Inhalte.

Dieser *sound* ist kraftvoll, weil rhythmisch; er ist prägnant, weil bilderreich; und er ist pointiert, weil sehr genau geformt in Antithese und Synthese.

Dieser *sound* ist predigtfähig – das ist für jede Theologie wichtig; und er ist wissenschaftsfähig, denn Wissenschaft lebt ja davon, dass sie Differenzen klar markiert und dialektisch durcharbeitet.

Ein letzter, etwas ausführlicherer Gedanke zu dem, was die Praktische Theologie von Manfred Josuttis zu lernen hat:

Praktische Theologie ist immer eine *zweite Einsicht, erst ein zweites Wort*. Praktische Theologie ist kritisch, sie ist positionell – aber beides funktioniert nur, wenn sie sich *nicht als erstes Wort versteht*, weder biblisch- noch bekenntnis-normativ, sondern wenn die Praktische Theologie – bevor sie etwas Eigenes formuliert – sich zunächst etwas von Anderen sagen lässt. Das sei – im Blick auf das Programm dieser Gedenkfeier – kurz entfaltet.

1. Praktische Theologie ist immer eine zweite, eine sekundäre Einsicht. Denn sie lässt sich – so hat Josuttis biographisch begonnen und das hat er nie aufgegeben – sie lässt sich zunächst inspirieren, sie lässt sich ärgern wie anregen von der realen pastoralen Praxis. Nur eine Praktische Theologie, die die konkreten Erfahrungen des kirchlichen Dienstes erst einmal sorgfältig wahrnimmt, kann für diese berufliche Praxis nützlich sein. Ich freue mich, dass dieser enge, kritisch-konstruktive Bezug heute – im letzten Vortrag – von Lisa Neuhaus zur Sprache gebracht werden wird. Frau Neuhaus war bis 2016 Pfarrerin in Frankfurt; sie hat Josuttis als Studentin nur kurz, später jedoch intensiv in einer geistlichen Fortbildung erlebt.

Davon wird sie berichten – stellvertretend für die vielen, vielen Pfarrer und Pfarrerrinnen, die sich von Josuttis' praktisch-theologischen Impulsen – in ihren ganz unterschiedlichen Formen – haben leiten lassen.

2. Konkret wird die pastorale Erfahrung, die aller Praktischen Theologie vorausliegt, im Gottesdienst – und das war für Manfred Josuttis über viele Jahrzehnte der Universitätsgottesdienst in dieser Kirche. Ich freue mich, dass zwei Menschen, die hier mit ihm Gottesdienst gestaltet, gefeiert, zelebriert haben, uns bei dieser Gedenkfeier begleiten: Ingolf Helm, Universitätsmusikdirektor und seit den 1990er Jahren Kirchenmusiker in St. Nikolai; und die Flötistin Antje Vetterlein. Die beiden haben uns bereits mit einem „Preludio“ aus der Suite in c-moll von Johann Sebastian Bach eingestimmt; nach dem Vortrag von Dietrich Korsch werden sie ein „Andante“ aus einer h-moll-Sonate Bachs zu Gehör bringen. Dafür schon jetzt herzlichen Dank!

3. Praktische Theologie ist immer eine zweite, eine sekundäre Einsicht. Denn sie lässt sich – das hat Josuttis in Göttingen immer wieder vorgeführt – zunächst auch *von anderen Wissenschaften* etwas sagen: von der Psychologie, der Pädagogik, von der – natürlich kritischen – Gesellschaftstheorie, von der Medizin. Frau Casper-Hehne hat das bereits betont: Nur eine Theologie, und vor allem: Nur eine Praktische Theologie, die interdisziplinär arbeitet, kann sich – als zweites Wort, als sekundäre Einsicht – dann auch selbst (gerne kritisch) zu den Human- und Gesellschaftswissenschaften äußern.
4. Seit den 1990er Jahren hat Josuttis sodann immer mehr betont, dass es noch ein weiteres, ein besonders wichtiges Erfahrungsfeld gibt, das die Praktische Theologie wahrzunehmen hat. Das sind die *religiösen Erfahrungen*: Einsichten, die nur dem zugänglich werden, der sich auf den vielfältigen Raum des Heiligen einlässt. Dabei hat Josuttis immer gesehen, wie ambivalent die Kräfte der Religion sind: Segen und Fluch, Verzückung und Verzweiflung, Machtgewinn und lebenslange Traumatisierung – dies alles gehört zum Raum des Heiligen.
Für die Praktische Theologie ist es produktiv, wenn sie sich von diesen vielfältigen Erfahrungen inspirieren und verstören lässt, und dann erst – angesichts der kraftvollen Ambivalenz der Religion – das kritische Wort Gottes entfaltet. Ich freue mich, dass Dr. Miriam Schade uns – im zweiten Vortrag heute – zeigen wird, wie diese Perspektive auch eine Nachwuchswissenschaftlerin, eine jüngere Theologin inspirieren kann. Frau Schade ist Assistentin am Lehrstuhl für Praktische Theologie in Jena, und sie hat Josuttis' Impulse für eine Forschungsarbeit über die Seelsorge mit traumatisierten Kindern genutzt.
5. Praktische Theologie ist immer ein zweites Wort, eine sekundäre Einsicht. Um zu klaren Sätzen und Gegensätzen zu kommen, muss sie darum – das hat Josuttis weniger betont, aber doch konsequent praktiziert – auch die *kirchenleitende Praxis* sorgfältig wahrnehmen, sich von ihr etwas sagen lassen, sie als Anregung (und als Ärgernis) wahrnehmen.
Dass die Praktische Theologie auch für die Arbeit jenseits der Ortsgemeinde sekundäre, aber wichtige Einsichten verspricht,

das dokumentiert sich in den bemerkenswert vielen Dekanen, Pröpstinnen, Bischöfen und Kirchenpräsidenten, die bei Josuttis gelernt haben – und von denen einige heute hier anwesend sind: Herzlich willkommen!

6. Und dann gibt es noch eine letzte Instanz, der gegenüber die Praktische Theologie nur das zweite Wort hat – nämlich die *theologische Arbeit im Ganzen*, insbesondere vielleicht die Systematische Theologie. Auch hier ist von Josuttis vordergründig viel Kritik zu hören – aber zugleich gibt praktisch jede Seite seines Werkes Zeugnis davon, wie genau er auf die dogmatischen Väter und Brüder gehört hat – auf Luther und Barth, auf Kreck und Kraus, auf Smend und Geyer. Nur der beständige, aufmerksame Kontakt mit der ganzen Theologischen Wissenschaft garantiert der Praktischen Theologie am Ende, dass sie Theologie bleibt und wird.

So ist es nicht nur erfreulich, sondern höchst sachgemäß, dass es ein Systematischer Theologe ist, der sich für heute bereit erklärt hat, uns die „theologische Physiognomie“ von Manfred Josuttis vor Augen zu stellen. Dietrich Korsch, der uns dazu gleich den ersten, ausführlichsten Vortrag halten wird, hat in Göttingen fast alle Ämter innegehabt, die man hier als Theologe haben kann: er war seit den 1970ern Akademieforscher und Hochschulassistent, Stiftsinspektor und Pfarrer an St. Jacobi, und sogar Mitarbeiter im Landeskirchenamt. Bis 1998 war er Professor in Passau, und dann bis 2014 Professor für Systematische Theologie und Theologiegeschichte in Marburg.

Lieber Herr Kollege Korsch, ich heiße Sie noch einmal herzlich willkommen in der Ihnen vertrauten Stadt und Kirche. Wir freuen uns auf Ihren Vortrag!

Manfred Josuttis.

Eine theologische Physiognomie

Prof. em. Dr. Dietrich Korsch

Was für ein Gesicht Manfred Josuttis wohl zu dieser Veranstaltung heute gemacht hätte? Vermutlich hätte er die Stirn in Falten gelegt, die Mundwinkel hätten ein wenig gezuckt, als wollte er sagen: Jetzt bin ich auch noch zum Gegenstand bürgerlich-akademischer Konvention geworden. In seinen Augen wäre aber zugleich ein Leuchten gewesen, das seine tiefe Befriedigung darüber zu erkennen gibt, als Person mit ihrem Werk auch auf diese Weise anerkannt zu sein.

Unmöglich war es, von seinem Gesichtsausdruck nicht fasziniert zu sein. Die blitzenden Augen, wenn er eine seiner impulsiven Interventionen im Gespräch abfeuerte. Die provozierende Gelassenheit gespannter Gesichtszüge, mit der auf die Reaktion des Gegenübers wartete. Der enthusiastische Torschrei und die exaltierte Schiedsrichterbeschimpfung beim Fußball und das sensible Sichversenken und Verstummen beim Anhören von Mozarts Streichquartetten. In diesen Spannungen – er selbst. Er selbst – nie ohne diese Gegensätze.

Die klassischen Lehren der Physiognomik, von ihren intuitiven Anfängen bei Aristoteles bis hin zu ihrer gescheiterten Systematik bei Lavater, gingen darauf aus, das Gesicht als sinnhaften Ausdruck des Körpers verstehen zu wollen. Eine theologische Physiognomik, so möchte ich die Betrachtung umkehren, fragt nach dem Eindrücken des Lebens und der Frömmigkeit auf die leibliche Person, sieht das

Gesicht als Spiegel von Biographie und Theologie. Es ist für die Erscheinung, mit der wir uns – ob wir wollen oder nicht – vor anderen darstellen, nicht unerheblich, wie wir gelebt und gehandelt, was wir gedacht und geglaubt haben. Das Denken und der Glaube prägen die sichtbare Wirklichkeit unserer selbst.

Manfred Josuttis – in den Gegensätzen seines Lebens: er selbst. Ausgespannt zwischen Königsberg und Aachen – oder genauer: zwischen Willkischken und Würselen. Als Kind gezeichnet von Krieg und Flucht, als Jugendlicher auf der Suche nach Heimat. Wie so viele in seiner Generation und der seiner Eltern. Auch meinen Vater, für kurze Zeit sein Religionslehrer am Aachener Kaiser-Karl-Gymnasium, hatte es aus Ostpreußen an die holländische und belgische Grenze Deutschlands verschlagen. Unvermeidlich, dass nach neuer Beheimatung verlangt wird. Und unklar, wie und wo sie sich einstellen könnte.

„Am Schreibtisch in Friedland“, lauten die ersten Worte in Manfred Josuttis' letztem Buch. „Ich bin ein Gast auf Erden“ ist sein Titel. Wer das Lied kennt, weiß auch, wie es bei Paul Gerhardt weitergeht: „Ich bin ein Gast auf Erden und hab hier keinen Stand; der Himmel soll mir werden, da ist mein Vaterland.“ Friedland – immerhin ein Symbol, bis in den Wortsinn hinein, dafür, dass man das Lied noch zu eigenen Lebzeiten singen kann: „Ich wandre meine Straße, die zu der Heimat führt.“

Wie sollte sich diese Biographie nichts ins Gesicht eingegraben haben? Gespannt und gegensätzlich – und dahinter und darinnen die verletzte Seele, das angefochtene Selbst. Und genau dies ist die Ganzheit, die Fülle des Lebens.

Unser Leben ist nicht ohne seine Deutungen, nicht ohne die Deutungen, die wir ihm selbst geben. Wenn die Spannung groß ist, geht es ohne tiefgreifende Deutungsarbeit nicht ab. Dann wird Religion biographisch wichtig, dann gewinnt der Beruf des Theologen, der mit der Religion reflexiv umgeht, eine lebensbestimmende Bedeutung. Und das gilt insbesondere dann, wenn auch die Theologie, ihrerseits, von Spannungen gekennzeichnet ist und mit ihnen umzugehen lehrt. Am 25. Juli 1922 hielt Karl Barth im sächsisch-anhaltinischen Schulpforta einen Vortrag unter dem Titel „Not und Verheißung der

christlichen Verkündigung“. Es handelt sich um einen der grundlegenden Texte der dialektischen Theologie. Die Spannung, der sich die Theologie ausgesetzt sieht, erweist sich im Gottesdienst. In einer kühnen hermeneutischen Intensivierung deutet Barth die Erwartungen der Gottesdienstbesucher als die Frage, die über alle Fragen hinausgeht: die Frage „ob’s wahr ist“, ob „Gott gegenwärtig“ ist. Damit ist schon von den Menschen her in den Gottesdienst eine Dimension des Unbedingten eingetragen – das ist die eine Seite. Auf der anderen Seite: die offene Bibel. Sie gibt die Antwort; aber das tut sie in einem spezifischen und überraschenden Sinn. Denn sie antwortet nur so und darin, dass sie die Frage der Menschen abermals verschärft und umwendet. Jede mögliche, die menschliche Frage befriedigende Antwort wäre eine, über die hinaus man weiter fragen könnte, nach dem Woher und Warum und Wie und so fort. Darum hält die Bibel die Frage nach Gott radikal offen – und genau und nur das ist die Art und Weise der Gottesgegenwart. Man sieht: Das ist ein spannendes und riskantes Verhältnis, das sich da zwischen menschlicher Frage und biblischer Antwort auftut.

Nun in Barth Realist genug, dass er darum weiß: Diese Beschreibung der Situation des Gottesdienstes bedarf einer professionellen Pflege – und die erfolgt durch den Pfarrer. Er steht, auf der einen Seite, neben seinen Gemeindegliedern, verfolgt wie sie die offene Frage nach der Gottesgegenwart; und er ist, auf der anderen Seite, der Anwalt der Bibel, der sie jedem menschlichen Zugriff, jeder Verwertung entzieht, um sie so zur Geltung kommen zu lassen, dass sich gerade darin die reine Gottespräsenz realisiert. Der Pfarrer nimmt eine durch und durch dialektische Position ein – keine leichte Last, die ihm da aufgebürdet wird. Darum ist er immer von der Versuchung befallen, das Geschehen, in dem er steht, doch selbst durch Inszenierung in die eigene Regie zu übernehmen, sei es als religiöser Virtuose, sei es als Amtsdieners des Heiligen. Kein Wunder, dass sich die Pfarrer des örtlichen Sprengels, seine damaligen Zuhörer, irritiert fühlten. Und so kann es noch heute geschehen, wenn man sich Barths Vortrag zu Gemüte führt.

In der Tat bleibt eine Frage dabei offen, eine entscheidende Frage: Wie nämlich soll man es sich vorstellen, dass dieses Geschehen tat-

sächlich geschieht? Dass die Leere der Frage, der menschliche Hohlraum, wie sich Barth auch ausdrücken kann, die Fülle der göttlichen Gegenwart ist? Dass man das Geschehen eben nicht beherrschen, nicht inszenieren, nicht manipulieren kann – das ist das eine. Aber über den Sinn und die Bedingungen dieses Geschehens muss man doch Auskunft geben können, wenn man überhaupt darüber redet. Die, wenn man so will, praktisch-theologische Beschreibung der Rolle des Pfarrers benötigt eine dogmatische Besinnung auf das Geschehen, in dem sie als Rolle eingenommen wird.

Meine These ist, dass es von dieser Problemstellung her gelingt, den roten Faden zu entdecken, der der Theologie von Manfred Josuttis eingewoben ist. Seine Theologie bewegt sich selbst schon immer auf der Grenze zwischen einer praktisch-theologischen und einer übergreifend-fundamentaltheologischen Argumentation – in dialektischer Absicht.

Dieser rote Faden lässt sich an der fortlaufenden Gestalt verfolgen, die das Werk von Manfred Josuttis annimmt. Der Ausgang von Barth ist offensichtlich und wird in der Dissertation „Die Gegenständlichkeit der Offenbarung. Karl Barths Anselm-Buch und die Denkform seiner Theologie“ (Bonn 1965) argumentativ anschaulich.

In dem Vortrag, auf den wir uns gerade besonnen haben, liegt die Grenze von Barths damaliger Fassung seiner dialektischen Theologie offen erkennbar vor – und lässt den Grund ihrer Fortbildung bereits erkennen. Denn Barth sah sich veranlasst, für das Funktionieren des Geschehens von Gottes Gegenwart die Bedingungen dogmatisch auszuformulieren. Das fand dann in der Kirchlichen Dogmatik ab 1932 statt und lässt sich in einen erweiterten Begriff des Wortes Gottes fassen. Den Übergang von der im engeren Sinn dialektischen Theologie zu dieser späteren Gestalt, die man mit Hans Urs von Balthasar sich angewöhnt hat, „analogische“ Theologie zu nennen, hat man in der Barth-Forschung üblicherweise mit Barths Interpretation des anselmischen Gottesbeweises im Proslogion verbunden, wie er sie in seinem Buch „Fides quaerens intellectum“ (1931) vorgetragen hat. Die Pointe dabei ist, dass Barth, wie er sich selbst ausdrückt, mit Anselm eine „ontische Necessität“ der „noetischen Necessität“ vorordnet, die sich in der Priorität der „ontischen Rationalität“ vor der „noetischen Rationalität“ ausdrückt. Was damit behauptet werden soll, ist

der Primat der göttlichen Wirklichkeit vor dem menschlichen Glauben, die sich als deren bleibende Grundlegungsfunktion im Glauben erweist. In diese Debatte greift Josuttis ein und formuliert, ganz auf der Linie der kritischen Einwände seines Lehrers Walter Kreck, einen Einspruch gegen Barth. Er wirft dem Basler Theologen nämlich vor, das berechtigte Interesse an einer Erläuterung der Sachhaltigkeit des Geschehens der Gegenwart Gottes auf dem Umweg über eine quasi-realistische Ontologie eingeführt zu haben. Die Objektivität Gottes scheint mit einer Prädominanz der Objektivität überhaupt verbunden worden zu sein – was dann aber darauf hinausläuft, zwischen diesen beiden Typen von „Objektivität“, der theologischen und der ontologischen, nicht mehr hinreichend unterscheiden zu können.

Das – vorsichtige – Plädoyer Josuttis' läuft darauf hinaus, die Sachhaltigkeit der Vergegenwärtigung Gottes nicht über einen verallgemeinerbaren Objektivitätsgedanken, sondern über eine spezifische Rechtfertigung des Geschehenscharakters zu erläutern, wie er konzentriert im Gottesdienst aufscheint. Ob diese Barth-Interpretation zutrifft, kann hier dahingestellt bleiben.

Was damit gemeint ist, lässt sich gut an der zweiten Veröffentlichung von Manfred Josuttis zeigen: „Gesetzlichkeit in der Predigt der Gegenwart“ (1966). Man darf zunächst methodisch rühmen, dass es sich um eine empirisch angelegte Untersuchung von neunhundertundsieben Verkündigungs-Texten aus der Rheinischen Kirche handelt; das war damals eine Besonderheit. Was Josuttis in diesen Texten gefunden hat, konnte oder musste man als Reflex einer mehr oder weniger rechtverstandenen barthianischen Orthodoxie auffassen: Dass nämlich in der Predigt das Evangelium mit einem Anspruch und Schein von „Objektivität“ umgeben wird, denen dann auf der subjektiven Seite nur noch ein Appell auf Anerkennung entsprechen kann. Damit aber wird das Geschehen, auf das die Verkündigung doch abzielt, missverstanden, ja entwertet. „Gesetzlichkeit“ ist daher hier der Inbegriff dafür, sowohl das Evangelium als auch das Gesetz in eigene Verfügungsgewalt zu übernehmen. Die an sich notwendige weiterführende Explikation des Geschehens in der Verkündigung hatte sich, gewiss gegen Barths eigene Absicht, in das verkehrt, was er 1922 als klerikale Inbesitznahme kritisiert hatte.

Was kommt nun aber bei Josuttis an der Stelle dieser Erläuterung des Geschehenscharakters in Betracht? Das sind zunächst nur zwei Hinweise, die sich an die reformatorischen Kategorien Gesetz und Evangelium anschließen. Einmal ist es um ein radikales Verständnis des Gesetzes zu tun. Die Kategorie des Gesetzes muss so ausgelegt werden, dass sie dem Menschen den Anspruch auf eigenmächtiges Herumreißen und Bestimmen seines Lebensschicksals versagt. Sodann, das wird vorsichtiger akzentuiert, muss auch das Geschehen des Evangeliums – der Freispruch, würde man mit Walter Kreck sagen – freigelassen werden: das Evangelium wirkt, ohne dass man seines Wirkens ansichtig werden könnte.

„Frömmigkeit und Freiheit“, so hieß die Vorlesung im Sommersemester 1970, die ich bei Manfred Josuttis in Göttingen hörte und ihn dabei kennenlernte. Ich kann mich noch gut daran erinnern. Für mich war damals die Verbindung der beiden Stichworte ungewöhnlich, darum aber auch attraktiv. „Frömmigkeit“, das machte für uns 68er seinerzeit einen abgestandenen Eindruck; und diese Frömmigkeit sollte nun mit Freiheit, einem unserer Leitbegriffe, verbunden werden? Was wir zu hören bekamen – oder: was mir noch im Sinn ist: es ging um Freud und Marx und deren Religionskritik, aber so, dass sich die theologische Perspektive von innen her erweiterte. Durchaus in der Absicht, die uns hier beschäftigt, nämlich die Bedingungen für das Geschehen der Gottespräsenz umfassend und ohne klerikale Einschränkung zu untersuchen. Eine Frömmigkeit, die Freiheit nicht aushält, kann nichts taugen. Eine Objektivität, die sich ontologischen Konstruktionen verdankt, begründet keine freie Subjektivität. Eine konzentrierte Vorlesung war das, immer gut vorbereitet, immer ausformuliert, fast ein wenig pedantisch vorgetragen von dem jungen Professor, der er damals war.

Wie geschieht die Gottespräsenz, die die Menschen suchen und von der die Bibel spricht? Nicht ohne Grund kam Karl Barth 1922 auf den Pfarrer zu sprechen, weil dieser willentlich und auftragsgemäß auf der Schnittstelle steht zwischen der menschlichen Frage auf der einen Seite und der göttlichen Antwort auf der anderen, welche die menschliche Frage vertieft und als Frage nach Gott festhält. Eine praktische Theologie, die sich zugleich der fundamentaltheologi-

schen Aufgabe annimmt, wird sich daher durchaus als Pastoraltheologie entwerfen können, ohne sich auf eine Theorie der Berufsrolle zu beschränken. Diesen Weg hat Manfred Josuttis zwischen 1968 und 1988 beschritten – auch wenn er selbst die mögliche Beschränkung dieser Perspektive wahrgenommen hat.⁹ Man kann auf diesem Weg vier Etappen unterscheiden, die aneinander anschließen und aufeinander aufbauen. Sie sind allesamt von dem Sachproblem bestimmt, dass das Pfarrersein eine Konfliktextistenz darstellt, welche ausgehalten und gestaltet werden muss. Mit dieser Schwerpunktsetzung ist die Vermutung verbunden, dass sich im Geschick des Pfarrers die Aufbauelemente gegenwärtigen Christseins überhaupt bündeln – weshalb dann auch von ihm her ein Licht auf das Verständnis christlichen Lebens insgesamt fällt.

Das Grundmerkmal der Pfarrereistenz ist das Leben in Spannungen. War es in Barths Konzept der Gegensatz von Mensch und Gott gewesen, auf den diese Spannung konzentriert war, so vervielfältigt sich diese in der geschichtlich-gesellschaftlichen Realität des späten 20. Jahrhunderts. Es sind, so muss man sagen, zunehmend selbständig auftretende Mächte in der Welt geworden, die an der christlichen Existenz zerrern, wie sie sich musterhaft im Pfarrersein verdichtet. Es stellt sich fortlaufend die Frage, wie es mit diesen Spannungsverhältnissen bestellt ist und was sie überhaupt noch zusammenzuhalten vermag.

„Praxis des Evangeliums zwischen Politik und Religion“ heißt der erste Entwurf, unter dem Manfred Josuttis seine Pastoraltheologie veröffentlicht hat. Eine Bilanz nach sechs Jahren im Göttinger Lehramt, 1974 erschienen. „Politik“ und „Religion“ heißen jetzt die Mächte, zwischen denen sich der Pfarrer zu bewegen hat. Beide stellen Kräfte dar, die, wenn man sie gewähren lässt, das Leben in die eigene Hand zu nehmen beanspruchen. Politik – das ist die Regelung der äußeren Verhältnisse, die gleich auch die Aufgaben des inneren Lebens erledigen soll. Religion – das ist der Rückzug aus der gesellschaftlichen Wirklichkeit, die ohnehin nicht mehr zu beherrschen ist. Der Pfarrer steht in der „permanenten Verlegenheit“ einer „Zwischenposition“, nämlich entweder „vor den religiösen Bedürfnissen“ zu kapitulieren und eine „Dienstleistung in Sachen Religion“ zu er-

bringen oder „sich in die prophetische Pose“ einer „gesellschaftsverändernde[n] Praxis“ zu katapultieren.¹⁰ Diesen Versuchungen, die auf ihn eindringen, kann er widerstehen, wenn er als Theologe „auch in der Gegenwart“ bei seiner Aufgabe bleibt, „das Evangelium von der befreienden Rechtfertigung des gottlosen Menschen für die Bereiche von Politik und Religion zur Geltung zu bringen“.¹¹ Das geschieht wiederum zentral im Gottesdienst der Kirche, der „der einzige Ort in Natur und Geschichte“ ist, „in der Gott als der Herr von Natur und Geschichte bewußt, explizit und öffentlich bekannt wird.“¹² Das alte barthianische Modell schimmert noch ganz klar durch: Der Dienst am Evangelium ist es, der die inzwischen noch stärker ausdifferenzierten Gegensätze beieinander zu halten und zu beeinflussen vermag.

Doch nicht nur die noch reichlich konventionelle Sprache legt die Vermutung nahe, dass damit nicht das letzte Wort gesprochen sein wird. Die Konflikte, die den Pfarrer bedrängen, kommen nicht allein von außen auf ihn zu, sie durchdringen auch sein Inneres. Theologische Spannungen, gesellschaftliche Widersprüche und psychologische Ambivalenzen überlagern sich, wie die Analyse im Jahr 1982 lautet und zu der These führt: „Der Pfarrer ist anders.“¹³ Hätte er versuchen müssen, diesen Titel des zweiten Ansatzes der Pastoraltheologie gendergerecht auszudrücken – er hätte all seine Prägnanz verloren. Der Titel ist zur These geworden, auch und gern von Pfarrern ins eigene Selbstbild aufgenommen, sichert er doch der möglicherweise gar nicht so ansehnlichen Praxis ein Sonderstellungsmerkmal: anders sein. Denn es zeigt sich – und das konnte sich in der beruflichen Tätigkeit durchaus bemerkbar machen –, dass es verschiedene Mächte sind, die diese Lebensform umstellen und zu beeinflussen versuchen. Nicht nur die traditionellen Umstände des Pfarramts spielen eine Rolle: Amt, Gemeinde und Wort; auch überindividuelle Bestimmungen anthropologischer Art greifen auf das Leben des Pfarrers zu: Tod und Zeit, Geld und Sexualität. In diesem Buch kommt, wenn ich recht sehe, erstmals dem Begriff der Macht eine hervorgehobene Stellung zu. Einerseits im Blick auf die mit dem Pfarrersein verbundene, riskante und der Verantwortung bedürftige persuasive Macht gegenüber anderen;¹⁴ zugleich aber auch als die bedrängende Macht, die für den Pfarrer selbst in Tod und Zeit, Geld und Sexualität liegt.

Macht ist mit der Theologie eng verbunden. Ihre Faszination reicht in die Tiefen der eigenen Biographie hinab. In einer der eher seltenen autobiographischen Bemerkungen notiert Manfred Josuttis an dieser Stelle: „Wenn ich heute, rund 25 Jahre danach, angeben soll, was mich bewogen hat, Theologie zu studieren, muß die erste Antwort wohl lauten: Es war die Hoffnung, für mein Leben eine feste Basis zu finden.“¹⁵ Und das wird kurz darauf so ausgeführt: „Die Macht, die die Sehnsucht nach transzendenter Gewißheit erreichen will, besteht darin, daß ich als Person den Verstrickungen und der Irrtumsfähigkeit der Geschichte entzogen werde und Anteil gewinne an einem Wahrheitsbesitz, der sich von anderen Formen menschlicher Wahrheitssuche und Wahrheitsweitergabe konstitutiv unterscheidet. Letztlich bin ich aus Tod, Elend und Verblendung befreit, wenn ich der Offenbarung Gottes begegne.“¹⁶

„Der Pfarrer ist anders“ – der zur These gewordene Titel enthält in sich eine hochproblematische Dialektik, und die dürfte Manfred Josuttis auch nicht verborgen geblieben sein. Zunächst mag man den tröstlichen Aspekt bemerken, der in der Aussage liegt. So ist es eben; wir sind nun einmal in diesem Beruf durch eine besondere Lebensweise geprägt, sozusagen bis in die Physiognomie hinein bestimmt. Dann aber enthält sie auch eine Versuchung, nämlich die eigene Andersheit nicht nur zu erleiden, sondern zu kultivieren, Lust daran zu empfinden, sich als anders zu geben. Daraus kann dann schließlich auch der Zwang zu einem neuen Leitbild entstehen, also das Anderssein als vorbildlich, als überlegen zu verstehen. Doch woraus speist sich dieses Anderssein eigentlich? Wie ordnet sich die Vielfalt der Spannungen im Konflikt der Machtansprüche? Kann man als Individuum, als einzelner Mensch das überhaupt ertragen und durchhalten – wenn sich doch Entlastung nicht zeigt? Welche Rolle spielt die Sehnsucht nach „transzendenter Gewißheit“, die „aus Tod, Elend und Verblendung befreit“?

„Der Traum des Theologen“ von 1988, die dritte Konkretisierung einer zeitgenössischen Pastoraltheologie, nimmt die Situation des Pfarrers (nun auch: der Pfarrerin) in einer – wie ich finde: eher depressiven – Spannung von Allmachtswahn und Ohnmachtserfahrung auf. Als fortlaufende Analyse des Traums eines Predigers gestaltet,

der definitiv über Gut und Böse urteilt, sich dem regulierenden Eingriff der Kirchenleitung durch eine Art Himmelfahrt entzieht und zum Revolutionär mutiert, um dann doch wieder auf dem Boden noch ausstehender Zukunft in der unerfüllten Gegenwart zu landen, verfolgt das Buch verschiedene Aspekte des Pfarrerseins, die allerdings eher rhapsodisch aneinandergesetzt erscheinen. Die geheime Matrix ist, so sehe ich es, wieder die Machtfrage, die explizit in einem Abschnitt über die Kirchenleitung thematisiert wird. „Macht ist“, so zitiert Josuttis Paul Tillich, „Macht ist ‚ihrem Wesen nach göttlich‘. [...] Macht ist faszinierend und gefährlich zugleich.“¹⁷ Und im Blick – nicht nur – auf die Kirchenleitung heißt es: „Die Kapitulation vor der Macht, die sich im Machtverzicht ausdrückt, ist faktisch eine Form ihrer Anbetung.“¹⁸ Das ist nun abermals eine paradoxe Situation, und vielleicht kommt daher mein Gefühl, es spreche sich in ihr eine depressive Stimmung aus. Denn nur mit Macht käme man gegen die feindliche Macht an – doch dann würde man sich ja selbst ihrer Logik überlassen und die Utopie der Machtüberwindung verraten. Dies ist der Ort, an dem die vielfältigen Oppositionen nachvollziehbar werden, die Manfred Josuttis gegen die kirchliche und weltliche Macht eingenommen hat; vor allem gegen die kirchlichen Machtanmaßungen. Vom DKP-Gutachten für die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau 1977 über die Positionierungen zu Homosexualität und Ehescheidung unter Pfarrerinnen und Pfarrern in den achtziger und neunziger Jahren. Die kirchliche Macht verhindert die freie Entfaltung der persönlichen Gestaltung des Lebens und der entschiedenen Stellungnahmen zu Politik und Gesellschaft. Diese ins leibhaft-soziale Leben eingewobenen Kräfte müssen aber frei bleiben, wenn sie in der Person des Pfarrers authentisch verarbeitet werden sollen. Und das soll, das muss der Fall sein, wenn der Pfarrer und die Pfarrerin ihrer Aufgabe gerecht werden sollen, die unbequeme „Zwischenposition“ im Geflecht der Anforderungen wahrzunehmen, in die sie durch die Spannung von menschlicher Erwartung und biblischer Verheißung versetzt sind.

Dazu ist es nötig – auch das findet sich in diesem Buch wieder –, dass sie die aufziehenden Träume der Allmacht theologisch umdeuten. So wird aus der erträumten Existenz als „heiliger Mensch“ eine Existenz,

die „zwischen Gott und Mensch unterscheiden“ kann;¹⁹ aus der Erwartung „als starker Mensch existieren“ zu sollen, die Fähigkeit „zwischen Gesetz und Evangelium zu unterscheiden“²⁰; aus dem Selbstanspruch, „ein guter Mensch zu sein“ die bescheidenere Fähigkeit, „zwischen gut und böse unterscheiden“ zu können.²¹ Das sind, man muss es eingestehen, anspruchsvolle Transformationsaufgaben, harte Arbeit, aber der „Zwischenposition“ des Pfarrers geschuldet.

Es stellt sich nach alldem die fast schon verzweifelte Hoffnung ein, endlich einmal nichts tun zu müssen, schon gar nicht: immer alles auszuhalten und sich dabei auch noch umgestalten zu müssen. Das wäre der richtige Traum des Theologen.

Es lässt sich kaum verkennen: Was Manfred Josuttis in großer Tiefe und erheblicher gesellschaftlicher, politischer, psychologischer Breite entfaltet hat, ist eine Anreicherung und Konkretisierung der Stellung des Pfarrers, die Karl Barth 1922 entdeckt und beschrieben hatte. In einem anderen historischen Kontext selbstverständlich, mit vielen neuen Erfahrungen und Einsichten ausgestattet, durch eine Vielzahl von neu wahrgenommenen Mächten mitbestimmt. Aber doch: Grundsätzlich gespalten, zerrissen, beschädigt; nur *per negationem* gerettet und versöhnt. Das geht bis in die Physiognomie hinein. Das Engagement, die Entschiedenheit, die Provokation – sie verdecken doch nur die Stille und Leere im Inneren.

Kein Wunder also, dass sich – für Josuttis wie für Barth – die Aufgabe stellt, es bei dieser Art von zerspaltender Dialektik nicht sein Bewenden haben zu lassen. Nun ging der eine, Karl Barth, das Problem dogmatisch an, Manfred Josuttis wird auf dem Boden der Praktischen Theologie immer mehr zum Fundamentaltheologen.

Inzwischen hatten sich ihm, wenn meine Erinnerung nicht trügt, neue Theoriedimensionen aufgetan, die zur Praxisinterpretation werden konnten. Ich nenne nur die Stichwort Potlatsch und Exzess. Potlatsch – dieses eigentümliche Ritual etwa des nordamerikanischen Tlingit-Stammes, das der Ethnologe Marcel Mauss beschrieben hat: der sich aufstufende Ritus des Gabentausches, bei dem immer mehr zurückgegeben wird als empfangen wurde, bis zur materiellen und spirituellen Erschöpfung. Verausgabung, Verschwendung, Exzess – Grundfiguren bei Georges Bataille, dem französischen Autor und Selbstgestalter eines exaltierten inneren Lebens unter Bedingungen

äußerer Unscheinbarkeit. Es war eine knisternde Spannung im Oberseminar, als wir diese Texte lasen. Einmal weg vom Normalen, dem theologisch Gewohnten, Gesetz und Evangelium etwa, alle den kraftlosen Üblichkeiten, die wir kannten. Verheißung einer anderen, machtvollen Dimension.

„Der Weg in das Leben“ (1991) war das erste Buch, in dem Manfred Josuttis eine neue Tonlage anstieß. Die Frage war ja, wie man denn mit der tendenziell ausweglosen, weil immer überfordernden Situation des Pfarrers umgehen könnte – so, dass Erfolg und Befriedigung sich einstellen, trotz der Spannungen, die ja nicht verschwinden. Und die Antwort lautete: Schau hin, was geschieht. Also keine neue Verpflichtung, kein Aufruf, keine Anleitung zum Handeln. Sondern eine Wahrnehmung des Geschehenden. Nicht viel mehr ist gemeint, wenn in diesem Zusammenhang von „Phänomenologie“ geredet wird. Wir erinnern uns: Nach dem Geschehen, das sich selbst vollzieht, war ja schon früh gefragt worden. Doch konnte der Barth unterstellte Objektivismus der Heilsbotschaft ebenso wenig die Antwort sein wie das Prozessgeschehen der lehrhaften und fordernden Verkündigung im Rhythmus von Indikativ und Imperativ. Nein, das Geschehen muss sich selbst realisieren.

Bei einem längeren Spaziergang hier in Göttingen hat mir Manfred Josuttis einmal selbst erzählt, wie sehr ihn das Thema dieses Buches ergriffen hat und welche Wende es für ihn bedeutete. Schon der Titel verrät es: „Der Weg in das Leben“. Was kann man mehr verlangen? Gerade wenn von „dem Leben“ so umfassend, aber auch so undifferenziert die Rede ist. „Das Leben“ steht für die Wirklichkeit, die sich selbst vollzieht, die schon da ist, Sinn hat, sich entwickelt, wächst, zum ausgeprägten Ausdruck gelangt.

Und das alles: im Gottesdienst. Eigentlich eine harmlose, eine traditionell klingende Auskunft. Die hermeneutische Wende, die Josuttis hier vollzieht, besteht darin, nicht die theologische Formatierung des Gottesdienstes zur Anwendung in Denken und Handeln bringen zu wollen, sondern dem Gottesdienst eine anthropologische Matrix zugrunde gelegt zu finden, die mit theologischem Sinn gefüllt wird. Es ist schon etwas da, das nicht erzeugt werden muss: Der Raum, die unweigerlichen Vollzüge von Gehen, Sitzen, Sehen, Singen, Hören, Essen und (abermals) Gehen. Insbesondere dem Raum kommt eine

herausragende Funktion zu, denn in ihm ist das Gegebene als umfassendes Zugleich da, in dessen Mitte sich die anthropologischen Handlungssequenzen abspielen. Im Raum steckt die „Atmosphäre“, die wirksam wird. „Atmosphäre“ – dieses Leitwort des – durchaus extravaganten – Kieler Philosophen Hermann Schmitz wird von nun an zu einer Grundfigur für Manfred Josuttis.

„Der Weg in das Leben“ geht unter diesem Gesichtspunkt den Gottesdienst durch. Dabei kommen die durchaus konventionellen Themen wie Singen, Hören, Abendmahl vor; wie stets in seinen Texten, bereitet Josuttis seine Pointierungen durch exegetische, kirchengeschichtliche, sozialwissenschaftliche Gesichtspunkte vor, um ihre Plausibilität zu untermauern. Dadurch rücken auch die bekannten Themen immer wieder in ein neues Licht. Es ist ein veränderter *cantus firmus*, der jetzt dem Ganzen unterlegt ist. Und der lautet, ganz knapp gesagt: Es geschieht schon immer. Und es ist das liturgisch-rituelle Verhalten, das den Ort dieses Geschehens darstellt.

Das ist zunächst einmal eine ungeheure Entlastung des Pfarrerseins. Was getan wird, gerade im engsten Bereich religiös-rituellen Handelns, ist nicht unendlich riskant, immer auf die Spitze der eigenen Subjektivität getrieben, sondern den traditionellen Handlungsvollzügen bereits inkorporiert. Man kann sich ihnen überlassen, indem man sie vollzieht. Die anthropologische Dimension der Liturgie sorgt dafür, dass es gut ausgeht.

Jetzt fehlt nur noch die Ansage dessen, was sich da vollzieht. Es ist, wie es dann alsbald heißt: Das Heilige. Dieser Begriff – Josuttis hätte bevorzugt: diese Wirklichkeit – tritt in die Mitte, wenn es darum geht, die Beobachtungen an der Selbstwirksamkeit des Gottesdienstes auf die pastorale Praxis zu beziehen. So in dem Buch „Die Einführung in das Leben“ von 1996, sozusagen die vierte Variation der Pastoraltheologie von Manfred Josuttis.

„Pfarrer und Pfarrerinnen arbeiten im Machtbereich des Heiligen“, heißt es schon im Vorwort. „Machtbereich“ – das ist ein wesentlicher Akzent. Denn er erklärt die Auswahl des Leitbegriffs „das Heilige“. Josuttis suchte ja, die dialektisch-differenztheoretische Passion des Pfarrers im Rücken, nach einer Gewährleistung des Gelingens, einer Vergewisserung des Selbstvollzuges, die es mit den zerreißenen Kräften der Dialektik aufnehmen könnten. Gegen die Mächte, so

kann man sagen, kommt nur eine übermächtige Macht an, gegen das vielfältig Profane nur das eine Heilige. Je tiefer die Verstrickung in die Vielfalt der Gegensätze, umso nötiger die Kraft der Einheit. Und, bitte: ohne die Einmischung von subjektiver Produktivität.

Die Arbeit im Machtbereich des Heiligen ist, so gesehen, Dienst am Heiligen. Das trifft auch – man möchte sagen: exemplarisch maßstabbildend – auf die Predigt im Gottesdienst zu. „Gottes Geist ist Gottes Macht, sofern sie die Menschen auch jenseits äußerer und innerer Kontrollinstanzen ergreift. Wer in das Kraftfeld dieses Geistes gerät, kann alle Selbstbeherrschung verlieren.“²² So sehr wirkt der Geist als inkorporierende Macht, dass Josuttis von der Predigt sagen kann: „Ziel ist dabei nicht die Schriftgemäßheit eines ausformulierten Predigtentwurfs, sondern die Schriffterfülltheit einer Predigtperson.“²³

Ja, genau zu diesem Zweck wurde die Kategorie des Heiligen eingeführt: Als Klammer um die pastorale Subjektivität, die den Erfolg der religiösen Handlung, das Gelingen der religiösen Existenz gewährleistet. Abermals kann Manfred Josuttis in seiner Pastoraltheologie 4.0 die Elemente des pfarramtlichen Dienstes durchgehen und ins Licht dieser Beteiligung am Geschehen des Heiligen rücken. Pfarrer und Pfarrerinnen nehmen darin eine exemplarische Rolle für die Gestaltung von Religion überhaupt wahr. „Pfarrer und Pfarrerinnen“, kann es darum abschließend heißen, „führen in die verborgene und verbotene Zone des Heiligen. Ihr initiatischer Beitrag zur Erbauung des Leibes Christi besteht darin, daß sie andere Menschen in das Geheimnis priesterlicher Existenz einweihen. [...] Natürlich setzt das voraus, daß sie selber ein Leben führen, das von der Heilmacht Gottes geprägt ist.“²⁴ Weil sie diese Funktion erfüllen, darum misst ihnen Manfred Josuttis durchaus den Titel des „Führers“ oder der „Führerin“ zu. Wenn und weil sie an ihrem Leben die Macht des Heiligen erleben, können und werden sie diese Macht auch weitergeben, so dass sie andere erreicht und erfüllt.

„Unsere Volkskirche‘ und die Gemeinde der Heiligen“ von 1997 zieht diese Linie in die Gestalt der Kirche der Zukunft aus. Nur da, wo „die Gegenwart des Heiligen“ die „Bedürfnisse des Milieus“ und die „Interessen der Organisation“ relativiert, blüht die „Zeit der Gemeinde“ in „jenem Kraftfeld“ auf, „das vom Leib Christi gebildet und vom Geist Gottes erfüllt ist“.²⁵ Gleichwohl gilt: „In der Kirche

kommt es zur Gegenwart des Heiligen in der Gesellschaft.²⁶ Das freilich ist eine Konstellation, die noch aufgeklärt werden muss.

Denn wenn die Macht des Heiligen ihre das religiöse Geschehen verwirklichende Kraft erweisen soll, dann tut sie das gerade nicht (nur) in der Kirche und von der Kirche aus. Vielmehr ist die Kirche – bestenfalls – ein Anwendungsfall des Heiligen.

Damit steht der Status der Kategorie des Heiligen zur Debatte. Handelt es sich um eine Metapher, die die Wirksamkeit Gottes – auf welche Weise auch immer – zur Aussage bringen soll? Oder handelt es sich um eine alles umfassende Wirklichkeit, für die dann auch der Name Gott eine historisch-kontingente Benennung ist? Es ist nicht zwingend, wie diese Alternative entschieden wird. Eine Entscheidung hängt vielmehr, wenn sie vorgenommen wird, von einer ganzen Reihe von theoretischen Voraussetzungen und praktischen (beabsichtigten oder unabsichtlichen) Konsequenzen ab, auch von ganz individuellen Voreinstellungen, Erwartungen und Hoffnungen.

Manfred Josuttis hat in seinen Büchern ab dem Jahr 2000 in dieser Alternative eine Entscheidung getroffen. Eine Entscheidung, deren Logik man, wie ich zeigen möchte, verstehen kann, die ich aber nicht nur nicht teile, sondern für falsch halte. Auch das werde ich begründen. Verbunden waren wir immer auch im Streit, deshalb darf dieser Gegensatz auch heute so ausgesprochen werden.

Wenden wir uns zuerst der Auflösung zu, die Manfred Josuttis für das Problem der Selbstwirksamkeit des religiösen Geschehens unter dem Titel des Heiligen gegeben hat. Ich nehme dafür die beiden Bücher „Segenskräfte“ (2000) und „Religion als Handwerk“ (2002) zusammen.

Die Kategorie des Heiligen soll ja besagen, dass die eigene, früher mit dem Ausdruck der Gesetzlichkeit belegte, Selbsttätigkeit des religiösen Subjekts nicht zählt, wenn es zur Gegenwart Gottes kommt. „Der Weg in das Leben“ hatte sich auf den Gottesdienst als selbstwirksames Geschehen bezogen, in dem die Pfarrer und Pfarrerinnen eine dienende Rolle spielen. Die Frage ist nun jedoch, wie diese Dienstfunktion zu beschreiben ist. Bleiben Pfarrer und Pfarrerinnen im Gegenüber zum Heiligen, dann findet dessen Geschehen nicht rein und durchgreifend statt. Daher kann man die Absicht verstehen,

auch noch diesen letzten Rest von humaner Selbsttätigkeit auszutreiben – durch Zurücknahme der eigenen Selbständigkeit. Dann ist es das Heilige, welches ganz und gar selbst wirkt und sich die Agenten, die in seinem Dienst stehen, einverleibt. Dem Göttlichen wird dann in der Form von „Energien“ seine eigene Wirksamkeit zugeschrieben.

Es liegt nahe, sich für diesen Anspruch der Verwirklichung nicht allein auf das kollektiv-mediale Feld des Gottesdienstes, sondern auf die individuelle Beteiligung am Göttlichen in der Seelsorge zu beziehen. Das geschieht eben in den „Segenskräften“ mit dem Untertitel „Potentiale einer energetischen Seelsorge“. In der Seelsorge wird die Unmittelbarkeit des Heiligen in seiner Kraft erfahren. „Kräfte“, die „fließen“, sollen die Veränderung bewirken und Heil stiften. Doch dieses Konzept beruht auf einer problematischen Voraussetzung und führt zu widersprüchlichen Konsequenzen.

Die wesentliche Voraussetzung ist die Annahme einer esoterischen Ontologie, die Allgegenwart und Allwirksamkeit im Modus von fluiden Energien vorstellt, welche als verändernde Kräfte wirken. „Beim Akt des Segnens handeln Priester und Priesterinnen in Vollmacht, Lebenskraft fließt, indem das kosmische Konstrukt des Kreuzes mit dem Namen des dreieinigen Gottes geladen und auf die energetischen Zentren des menschlichen Leibes geleitet wird.“²⁷ Dabei ist jedoch vor der Hand durchaus unentschieden, auf welche Weise das Heilige wirkt. Denn dass es zum Guten ausschlägt, ergibt sich nicht aus seinem Begriff, noch folgt es mit Eindeutigkeit aus seiner Erfahrung.

Eben diese Absolutsetzung der esoterischen Ontologie hat nun aber, widersprüchlich genug, eine Depotenzierung der religiösen Akteure zur Folge, die in ihre kritiklose Affirmation umschlägt. Einerseits werden sie zu „Organen des Geistes“ oder zu „Handlangern Gottes“ herabgestuft – und das ist womöglich auch gerade so gewollt. „Wer Religion als Handwerk betrachtet, wird das Zentrum der religiösen Praxis nicht im Bewußtsein lokalisieren.“²⁸ Andererseits gilt: „Alle Handlungen und Übungen, mit denen man sich dem Göttlichen zu nähern versucht, sind ... von der Gottheit selbst entweder schon

vollzogen oder zumindest gestiftet.“²⁹ Oder: „Gott ist Mensch geworden und kann Gegenwart werden in menschlichen Ritualen.“³⁰ Das sichert den religiösen Handwerkern unbedingte Autorität. Bei den Objekten religiöser Beeinflussung freilich überwiegt die Entsubjektivierung: „Jede Lesung eines heiligen Textes transformiert einen Menschen zum Medium.“³¹

Genug der Zitate. Warum ich diese Konzeption für falsch halte: Manfred Josuttis tut hier selbst das, was er mit guten Gründen Karl Barth zum Vorwurf gemacht hat: eine Ontologie zu etablieren, die das Geschehen der Gegenwart Gottes absichern und ihre Verwirklichung erklären soll. Muss man sich zu dieser Ontologie bekennen, um den Sinn des christlichen Glaubens zu erfassen und sich in ihm wiederzufinden? Nein.

Doch nicht nur das. Die esoterische Ontologie bewegt sich selbst in dem unaufgelösten theoretischen Widerspruch, gesetzt, also gemacht, zu sein und als ungesetzt, also absolut, gelten zu sollen. Und dieser Widerspruch spiegelt sich praktisch manifest in der gleichzeitigen Herabstufung und Erhöhung der religiösen Praktikanten. Das ergibt, alles zusammengefasst, gerade nicht die Rettung aus dem theologischen und existentiellen Zwiespalt, in den die dialektisch-antinomische Analyse des Pfarramts geführt hatte. Denn die müsste die Gebrochenheit festhalten und in ihrer Mitte Gewissheit und Gottvertrauen finden. Das kann nach meiner Überzeugung nur geschehen, wenn man sich auf das unbedingte Angeschensein in dieser dialektischen Situation beziehen kann. Angeschensein, dass im religiösen Geschehen Vernunft und Verstehen aktiviert statt auf Macht und Überwältigung zu setzen. Doch das zu entfalten, wäre eine eigene Aufgabe.

Warum dann aber doch dieser Ausgang der fundamentaltheologisch angelegten Praktischen Theologie bei Manfred Josuttis? Er ist logisch nicht zwingend, hatte ich gesagt. Aber er entspricht der „Sehnsucht nach transzendenter Gewissheit“, von der er selbst gesprochen hat. Die Erfahrung der Heimatsuche, biographisch und theologisch, geht ihre eigenen Wege. Und sie reicht am Ende tiefer, als es die Theorie, sei sie ontologisch-esoterisch oder hermeneutisch-dialektisch, auszuloten vermag.

Die theologische Physiognomie ist durch beides bestimmt, die biographischen Erfahrungen, die auf uns zukommen, und die theologischen Konstruktionen, die wir vorzunehmen versuchen. Sie machen aber nicht alles aus, was wir sind. Es steckt mehr in uns, als wir überschauen können. Das hat sich auch bei meinem Freund Manfred Josuttis immer wieder gezeigt – am deutlichsten und für alle wahrnehmbar in seinen Predigten, die er über Jahrzehnte hinweg an diesem Ort gehalten hat.

Universitätsgottesdienst St. Nikolai, sonntags um halb zwölf. Liturgie und Predigt: Manfred Josuttis. Das war jedes Mal ein Ereignis, nicht nur für mich. Darum war die Kirche auch stets voll. Erwarten durfte man – das Unerwartbare. Wie kein anderer Prediger verstand er es, das Überraschende, das Konfrontative, das Aporetische und das gegen alle Vermutung Beglückende des Evangeliums zur Geltung zu bringen.

Da trat der Mann auf der Kanzel. Nicht großgewachsen, nicht von oben herab redend. Die Haare meist zurückgekämmt, die Stirn freigebend. Der Ausdruck des Gesichts konzentriert, zuerst manchmal fast abwesend. Die Sprache knapp und dicht. Die Wortwahl sorgfältig. Die Rhetorik bewusst gestuft: Eindrücke, einzelne Wort, Appelle, diskursive Passagen, alles zu seiner Zeit und an den richtigen Ort gebracht. Ein Kunstwerk ohne Künstlichkeit.

Garantiert an einer Stelle, mindestens an einer: die Provokation. Unverhofft, uns darum unvorbereitet treffend. Und dann – die unendliche Pause. Kein anderer hat sich das getraut – so lange zu warten, dass es fast wehtut. Warten zu müssen, damit im Warten etwas geschieht. Keine Zeit, sich selbst groß zu fragen; eher Zeit, nichts zu tun. Warten eben – bis es, verändert, weitergeht.

Irgendwie gut, wenn dann die Predigt vorbei war. Endlich der Spannung entnommen. Im Lied kann ich wenigstens wieder einen Ton von mir geben. Dann, bereits erwartet, aber doch nie das Ziel verfehlend, die Kollektenparänese: Für bedürftige Kommilitoninnen und Kommilitonen wenigsten soviel in den Korb zu legen, wie nachher das Mittagessen kosten würde. Das gehörte Wort sollte, auch durch moralischen Druck, zur gelebten Wirklichkeit werden.

Schließlich das Gebet. „Laßt uns in Frieden den Herrn anrufen ...“. Und dann wurde Gott mit der ganzen Welt bedrängt, sehr konkret,

in Einzelfällen, in denen es immer ums Ganze geht. Gebet für die Kleinen und Unbedeutenden ebenso wie für die Schrecklichen und Unerträglichen. Schließlich: „Nimm dich unser gnädig an ...“ Darauf kann nur noch das Vaterunser folgen.

Im Gebet vollendete sich der Universitätsgottesdienst. Den Gesichtsausdruck des Liturgen brauchte es da nicht mehr, seine Physiognomie war ins Beten eingewandert. Von Lebenserfahrung durchdrungen, auf Gottesgegenwart ausgerichtet. Bittend und klagend – und auf Gott wartend. Vielleicht ist diese Transformation des von Erfahrung und Erwartung gezeichneten Gesichts ins Gebet der wahre Sinn einer theologischen Physiognomie. Das habe ich von Manfred Josuttis gelernt. Und daran, jedenfalls daran, genau daran: an dies Entscheidende, möchte ich erinnern, wenn wir seiner gedenken.

Dem Heiligen begegnen. Manfred Josuttis' Impulse und Herausforderungen für die aktuelle Praktische Theologie

Dr. Miriam Schade

Sehr geehrte Frau Josuttis,
sehr geehrte Damen und Herren,

ich möchte meinen kurzen Vortrag mit zwei Blitzlichtern aus meinem Universitätsalltag beginnen. Im Rahmen des Seminars Seelsorge mit Kindern betrachtete ich mit meinen Studierenden die verschiedenen Seelsorgeansätze der Vergangenheit und der Gegenwart und somit natürlich auch Manfred Josuttis' Energetische Seelsorge. Im Fokus standen dabei besonders seine Aussagen über negative Mächte, die von außen auf den Menschen einwirkten und zunächst beseitigt werden müssten, damit der Mensch dann frei und leer sei, die lebensbejahende Wirkkraft Gottes zu empfangen. Nachdem die Theorie ausführlich erklärt worden war, meldete sich eine Studentin und meinte, dass diese Herangehensweise doch ziemlich antiquiert sei, denn so was wie böse Mächte passten doch nun wirklich nicht in ein aufgeklärtes und neuzeitliches Weltbild und sie selbst könne an so etwas gar nicht glauben. Im weiteren Verlauf der Stunde absolvierten wir eine praktische Übung: Aufgabe war es, so spontan und authentisch wie möglich vor der Gruppe auf eine Situation zu reagieren, die für den einzelnen Studenten auf einem Kärtchen notiert war (da stand beispielsweise: Sie sind durch eine Prüfung gefallen). Die Seminargruppe wiederum sollte darauf nonverbal reagieren (Ziel war es, die

eigene Wahrnehmung zu schärfen, die Körpersprache usw. zu lesen und zu interpretieren und eine nonverbale Reaktion dazu auszudrücken). Als ein Student von vorne seine Reaktion auf die Notiz „Sie haben Prüfungsangst“ darstellte, sprang besagte Studentin plötzlich auf und öffnete das Fenster. In der sich anschließenden Reflexionsrunde antwortete sie auf mein Nachfragen, warum sie denn in dieser Situation das Fenster geöffnet habe: „Ich hatte das Empfinden, dass „etwas“ unbedingt nach draußen musste.“ Die Studentin hatte demnach offenbar eine Atmosphäre der Angst empfunden, die auf ihren Kommilitonen einwirkte und wollte ihn davon befreien, indem sie das Fenster öffnete, damit diese Atmosphäre verschwinden konnte. Auf ihre ganz eigene Weise hatte sie Josuttis' Ansatz in Teilen umgesetzt.

Die zweite Situation ereignete sich in einem Repetitorium zur Praktischen Theologie. In der Seminareinheit behandelten wir gerade den Bereich der Spiritualität, als ein Student, der kurz vor dem Examen stand und wenige Wochen später sein Vikariat beginnen wollte, überrascht äußerte: „Frau Schade, jetzt erzählen Sie mir aber nicht, dass ich als Pfarrer öfter als einmal in der Woche beten muss.“ In meine überraschte Sprachlosigkeit hinein fragte dann eine weitere Studentin: „Frau Schade, wie betet man denn eigentlich?“

Warum diese beiden Geschichten? Für mich offenbaren sich in beiden Situationen grundlegenden Anfragen an die Art und Weise, wie wir als deutsche Theologinnen und Theologen Theologie (be)treiben, wie wir unser wissenschaftliches Streben begründen und wie wir Wissenschaftlichkeit definieren. Diese Anfragen sind äußerst unbequem, dennoch möchte ich sie gerade unter der programmatischen Zielangabe Josuttis', „dem Heiligen begegnen“, stellen:

1. Ist eine Theologie, die Glaube und Wissenschaftlichkeit derart strikt trennt, wie dies meiner Beobachtung nach an unseren Universitäten immer wieder geschieht, (Glaube und Spiritualität sind für das Privatleben, wissenschaftliche, echte Theologie für die Uni) noch zeitgemäß? Zeigen nicht gerade die Anfragen der Studierenden, dass beides im universitären Alltag gleichrangig nebeneinanderstehen sollte?

2. In wieweit ist unsere Theologie eigentlich noch eine Theo-Logie? Oder wird zwar von und über Gott geredet, aber das Fundament, auf dem das fußt, ist Gott-entleert?
3. Und besteht dieses Fundament nicht eigentlich darin, dass ich den kenne, von dem ich rede? Dass ich versuche, ihn zu ergründen, ihn zu verstehen, mit ihm Beziehung zu leben?
4. Sollte nicht eigentlich alle Theologie und alles Streben nach Wissenschaftlichkeit aus der Begegnung mit dem heiligen Gott heraus entstehen, statt dass die Wissenschaft an sich zum eigenen Gott wird?

„Dem Heiligen begegnen!“ Dieses Zitat entstammt Josuttis’ poimenischem Werk „Segenskräfte“, welches die Seelsorge als ein Kampfgeschehen und das Leben des einzelnen Menschen als, so Josuttis, „Kampfplatz des gigantischen Ringens zwischen Gott und Satan“³², also zwischen negativen und positiven Wirkmächten, versteht. In und aus der Begegnung mit dem heiligen Gott heraus kommt es dann zu einer geistgewirkten Konversion: einem Prozess der Umwandlung vom alten zu einem neuen Menschen³³ und weiter zur Heiligung.³⁴ Heiligung wiederum geschehe dort, so Josuttis, wo Menschen von der Macht des Heiligen ergriffen, umgestoßen und zu einem neuen Leben bevollmächtigt würden. Zitat: „Das Heilige ist eine Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit beeinflusst machtvoll und segensreich menschliches Leben durch harte Krisen hindurch. Der Weg von der alten in die neue Existenz ist ein Transitus durchs Sterben ins Leben, der im Raum zeitlichen Daseins nie beendet sein wird.“³⁵ Der Seelsorger wiederum sei lediglich das ausführende Organ Gottes,³⁶ und werde nun damit herausgefordert, innerlich von sich selbst ganz entleert, aber vom Geist Gottes erfüllt, auf die Vollmacht und das wirkmächtige Handeln Gottes zu vertrauen.³⁷ Um ein solches pneumatisches Handeln in der seelsorglichen Interaktion zu ermöglichen, müssten, so Josuttis, aus Theologen Geistliche werden.³⁸ Er schreibt: „Damit ist kein Standesprivileg gemeint, sondern die elementare Lebensform christlicher Existenz, die sich dann bildet, wenn Menschen vom Geist Gottes erfaßt und gestaltet werden.“³⁹ Und weiter „Wer als Theolog/in in der Seelsorge arbeiten will, braucht ein wissenschaftliches Fundament und eine persönliche Lebenswelt, in denen

religiöse Erfahrung und existentielle Anfechtung, kirchliche Praxis und spirituelle Übung miteinander vereint sind.“ Dies könne nur durch geistliches Training und Übung in Fasten, Beten, Segnen u. Ä. erworben werden. Außerdem gehöre dazu, dass der Leib immer wieder von negativen Kräften gereinigt werde, um dann mit der heilvollen Kraft des Evangeliums gefüllt werden zu können.⁴⁰

Soweit zur Theorie. Wie passt das nun zu den eingangs gewählten Beispielen und den daraus resultierenden Rückfragen? Meines Erachtens legt Josuttis hier weit mehr vor als einen poimenischen Ansatz. Seine Aufforderung: „Aus Theologen müssen Geistliche werden“, ist für mich nicht nur auf die Seelsorge zu beziehen, sondern auf unser Dasein und unser Handeln als Theologinnen und Theologen an sich. Wenn der Mensch ein Machtfeld ist, dann ist er es nicht nur in der Seelsorge, sondern in allen Bereichen seines Lebens. Dann erlebt er negative Machteinflüsse auch an den Universitäten und auch in allem wissenschaftlichen Streben. Die Frage ist lediglich: Wird es erkannt, wird es wahrgenommen? Dem Heiligen zu begegnen, ist dann nicht nur eine Aufforderung für die Seelsorge, weil dadurch eventuell Heilung möglich werden kann, sondern ein Anspruch gerade an uns als Theologinnen und Theologen, nämlich nicht nur *über* Gott zu reden, sondern ihn auch persönlich zu suchen und mit ihm in Beziehung zu treten. Warum ich das für notwendig halte? Meines Erachtens kann darin der Schlüssel zu einer erneuerten Art und Weise des theologischen Forschens liegen, die zu einer geistgeleiteten Theologie führt. Was bedeutet geistgeleitete Theologie und wie kann sie aussehen? Ich verstehe darunter folgendes:

Eine geistgeleitete Theologie macht sich von dem Reden und Wirken Gottes abhängig. Sie weiß sich zurückgeworfen auf den *einen*, ohne den Theologie zu treiben sinnlos ist: Gott selbst. Sie ruht daher in dem Wissen, dass sie nur Mittel zum Zweck ist, ein Werkzeug aus der Hand des Schöpfers, mit welchem das Geschöpf, der Theologe, arbeiten darf.

Eine geistgeleitete Theologie erträgt es, dass nicht Menschen für ihre Brillanz und ihre Konzepte im Mittelpunkt stehen. Sie kreuzigt den persönlichen Geltungswunsch und das persönliche Geltungsbedürfnis, weil sie anerkennt: „Ohne dich können wir nichts tun.“

Eine geistgeleitete Theologie führt die Theologin und den Theologen in die Gegenwart des Heiligen, in die persönliche Beziehung zu Christus und ist gleichzeitig deren Basis, denn alles wissenschaftliche Tun und Handeln fußt und wurzelt, ja entsteht aus dieser Zeit der gelebten persönlichen Frömmigkeit und Spiritualität. Hier werden aus Theologen Geistliche.

Eine geistgeleitete Theologie geschieht in der von Josuttis beschriebenen geistgewirkten Konvergenz: vom alten Menschen zum neuen Menschen – vom in Kreuz und Auferstehung geheiligten zum heilig lebenden Menschen.

Eine geistgeleitete Theologie hebt die Anfragen der wissenschaftlichen Forschung an den Glauben und an den Wahrheitsgehalt der biblischen Überlieferungen nicht auf, sondern erträgt sie und bringt sie nicht nur im wissenschaftlichen Diskurs, sondern auch in der persönlichen Beziehung zu Gott zur Sprache. Sie vereint Wissenschaftlichkeit und Spiritualität.

Eine geistgeleitete Theologie ist eine Theologie der Gegenwart, denn sie fragt danach, welche Konzepte jetzt gerade notwendig sind, um Nöten der Kirche zu begegnen. Aber sie ist auch eine Theologie der Zukunft, denn sie hat ein Ziel vor Augen, dem sie folgt: Reich Gottes zu leben und zu bauen, zu jeder Zeit, in und unter allen Umständen, Gefahren, Anfechtungen und Nöten.

Eine geistgeleitete Theologie ist eine missionale Theologie, denn sie bleibt nicht bei sich selbst stehen, sondern weist über sich selbst hinaus, indem sie auch kirchenferne Menschen in die Gegenwart des Heiligen führen will und diesbezüglich nach Wegen fragt und nach Methoden sucht.

Nicht zuletzt wird eine geistgeleitete Theologie von Theologinnen und Theologen betrieben, die sich bewusst sind, dass Christus selbst durch den Heiligen Geist in ihnen lebt und durch sie wirken und handeln will, zur Ehre Gottes.

Dem Heiligen begegnen – in meinen Augen weit mehr als ein Anspruch an einzelne, vielmehr ein Wegweiser für einen anderen Weg des Theologie-Treibens. Zugegeben, das eigene Person-Sein, das private Ich kann aus einer geistgeleiteten Theologie nicht herausgehalten werden. Jede Art wissenschaftlicher Arbeit hat Einfluss auf den Menschen, der sie tut, auf seinen Charakter, sein Denken und Tun. Auch

das Leben und Arbeiten in der Gegenwart des Heiligen bleibt für uns als Theologinnen und Theologen nicht ohne Folgen. Wir werden verändert werden, weil die Begegnung mit dem Heiligen verändert. Meines Erachtens gelangt man jedoch nur auf diesem Weg zu dem, was Theologie eigentlich ist: Die Lehre von und über Gott, die sich aus ihm selbst und aus der Begegnung mit ihm heraus entwickelt.

Herzlichen Dank.

Haushälterin der Geheimnisse. Manfred Josuttis als Impulsgeber für die pastorale Praxis

Pfarrerin i.R. Lisa Neuhaus

Teil 1 – Das Evangelium ist eine Kraft (Röm 1, 16)

Das Evangelium ist eine Kraft.

Mit diesem Bibelwort begann der Einfluss von Manfred Josuttis auf meine Arbeit als Gemeindepfarrerin. Über Jahre wurde er zum Impulsgeber für die Tätigkeit als „Haushälterin der Geheimnisse“. Ich will daher mit dem, was ich Ihnen jetzt erzähle, auch Dank sagen.

Vor allem natürlich diesem Haushälter über mancherlei Geheimnisse. Und auch seiner Frau, die ihm ihrerseits Impulsgeberin war und mit ihm die Kurse zur pastoralen Praxis angeboten hat.

Der Theologischen Fakultät und besonders Ihnen, lieber Prof. Dr. Hermelink, danke ich für die Möglichkeit, stellvertretend für viele andere über die Impulse von Manfred Josuttis für unsere pastorale Praxis zu sprechen – und das in dieser Kirche!

1972, in meinem dritten Semester, habe ich ihn hier ein einziges Mal als Prediger erlebt.

Ich weiß ehrlich gesagt nicht mehr, was er gesagt hat. Aber der Eindruck, dass hier eine Art Rumpelstilzchen auf der Kanzel agiert, ist mir unvergesslich: Heftige Ausbrüche, sanfte Töne, strenge Ansagen – da war ein Schauspieltalent und ein Meister des Wortes am Werk. Und da war noch mehr.

Das Evangelium ist eine Kraft Gottes.

Mit diesen Worten des Apostels Paulus hat Manfred Josuttis den Kurs „Religion als Handwerk“ eröffnet. Auch jedes weitere Treffen begann mit dem Text des kommenden Sonntags.

Im Haus von Manfred und Ursula Josuttis haben mein Mann und ich und zehn weitere Kolleginnen und Kollegen mit den beiden gearbeitet.

Er sagt diese Worte aus Röm1 und macht eine Pause – die Worte können Wirkung entfalten und eröffnen den „Textraum“ des Sonntags. Darin halten wir uns eineinhalb Tage auf.

Mit unseren Fragen zur pastoralen Rolle, mit Erfahrungen in der Arbeit und zur Vorbereitung einer Predigt für den Sonntag.

Schon hier wird ein starker Impuls deutlich: In diesen Kursen habe ich das Kirchenjahr und seine Glauben und Leben prägende Kraft erst richtig entdeckt. Es hat meine Zeitwahrnehmung, die Themen meiner Arbeit und mein pastorales Dasein zunehmend bestimmt.

Josuttis wiederholt das Wort des Paulus, sagt etwas dazu, und endet wie so oft mit: „Wir werden sehen...“

Das Evangelium ist eine Kraft Gottes, die selig macht.

Eine Kraft! Nicht bloß ein Text oder eine Lehre, kein frommes Gefühl und auch kein Gegenstand einer Öffentlichkeitskampagne. Das Evangelium ist eine Kraft, die nicht die unsere ist.

Sie führt über unsere Horizonte hinaus bis in die Ewigkeit. Ja, sie macht Tote lebendig und ruft „das, was nicht ist, ins Dasein“.

Diese Lebenskraft kann sich verhalten wie ein scheues Reh und sich Methoden immer wieder entziehen. Da, wo sie nicht behindert wird, verführt und erquickt diese Kraft.

Sie kann Menschen aber auch – so Josuttis in einer Predigt – wie ein Panter anfallen und überwältigen und in Auseinandersetzungen treiben. Die hat er ja nie gescheut!

„Davar adonai“ wirkt, was es sagt: Das hatten alle von uns natürlich seit langem gelernt, im Studium hier in Göttingen und anderswo und in der Ausbildung in den Predigerseminaren.

Dass die biblische Rede vom Wirken des Geistes nicht bloß Gerede ist, das wussten wir schon. Aber es war, als hätten wir keinen wirklichen Zugang zu dieser Kraft. Wie konnte das sein?

Die Arbeit an Texten mit den Methoden der historischen Kritik hatte etwas von ihrer einst so befreienden Kraft eingebüßt. Und auch die zunächst aufregenden Lernerfahrungen in der Klinischen Seelsorge-Ausbildung trugen in manchen Situationen nicht.

Uns begegnete im Beruf der Wunsch nach persönlichem Segen. Wir wurden gefragt, wie der Glaube in schweren Zeiten wirklich tröstet und stärkt und wie ich Schuld wirklich loswerden kann. Und vieles mehr. Da kamen wir mit unserem Handwerkszeug oft nicht recht weiter oder wussten jedenfalls nicht genau genug, was wir taten.

So kam es zu der Frage: Wie kann es – auch methodisch – gehen, dass das Wort den Weg vom Ohr ins Herz findet, so wie bei der Verkündigung an Maria, und dass es dort seine Leben schaffende Kraft entfaltet?

Ja, wie konnte das alles gehen in dieser „späten Zeit der Volkskirche“, wie Kristian Fechtner sie nennt.

Eine Zeit, in der Kirchenleitungen und Verwaltungen die pastorale Arbeit in den Ortsgemeinden zunehmend entwertet und beschnitten haben? Die Organisation und ihr gesellschaftliches Ansehen sollten mit neuen Methoden erhalten werden.

Das, was in den Kirchengemeinden in den Dimensionen der „Inszenierung“ und der „Interaktion“ geschah (so die Begriffe von Jan Hermelink) – was da geschah, wurde zunehmend geringer geschätzt.

Es schien, als gäbe es vor lauter „ökonomisch erzwungenen Prozessen“ in dieser unserer Volkskirche keine Hoffnung mehr auf die „Arbeit im Machtfeld des Heiligen“.

Was diese Geringschätzung bewirkte, war in Pfarrkonventen und Kirchenvorständen erschreckend deutlich zu sehen: Untergangsstimmung, Ermüdung durch endlose Sitzungen, eine depressive Einschätzung des eigenen Tuns.

In dieser Situation fanden die Impulse von Manfred Josuttis bei vielen Pfarrerrinnen und Pfarrern Resonanz. Vielleicht besonders bei denen, die – wie er selber – von der Wort Gottes Theologie geprägt waren. Als Lehrer der Theologie hier an der Fakultät und danach als

Emeritus in Kursen und Fortbildungen hat er viele beeinflusst und gestärkt.

Seine prophetische Kirchenkritik, wie ich es nennen möchte, brachte er so auf den Punkt:

„Am Tropf des Geldes hängen und die derzeitige vorübergehende Gestalt der Organisation nicht sterben lassen können: das ist das Problem der Volkskirche, die sich nicht mehr als creatura verbi versteht.“

Teil 2 – Was war nun in dieser Situation bei Manfred Josuttis zu lernen?

Mir als Pfarrerin hat er zunächst geholfen, mich von Rollenanforderungen und Bildern zu verabschieden. Er hat vorgemacht, wie es anders gehen kann und hat angeregt zu Entdeckungen.

Eine Kollegin sagt es so: „Josuttis hat mein Denken geweitet, weil er selber so viel ausprobiert hat und weil er sich in vielen – unter uns in der Theologie eher fremden Welten – ohne Berührungängste bewegt hat.“

Josuttis blieb dabei immer *akademischer Lehrer*. Als solcher hat er die pastorale Rolle überhaupt erst wieder im religiösen Beziehungsgeflecht reflektiert. Er hat die Pastoraltheologie zwischen Phänomenologie und Spiritualität verortet. Und seine These, Religion sei auch Handwerk, hat eine andere Sicht auf unseren Beruf erschlossen: als „Arbeit im Machtfeld des Heiligen“.

Josuttis qualifizierte sich dafür nach und nach zum *Handwerksmeister*. Theologisch waren wir ja gut ausgebildet. Jetzt bekamen wir Handwerkszeug für die Arbeit als Geistliche in unserem Beruf. Ganz neu war dabei, dass er mit der leiblichen Wirkung der Religion gearbeitet hat.

Das musste man sich damals schon trauen: Den Körper als Instrument der Gottesbeziehung zu sehen! Der Körper als Medium: wo kam das in diesen Jahren vor, außer in manchen „Randerscheinungen“ wie der feministischen Theologie oder der Bibliodrama-Arbeit, etwa mit Gerhard Marcel Martin?

Als Handwerksmeister hat Josuttis sich nicht geschämt, ein ziemlich simples Programm sogenannter geistlicher Leibesübungen vorzuschlagen. Er erklärte, dass er selber dadurch am Morgen Kraft und Helligkeit für den Tag gewinnt.

Ich persönlich habe von all diesen Leibesübungen besonders das Herzensgebet aus der Orthodoxie als einfaches Körpergebet schätzen gelernt.

Mit großer Lust war Josuttis auch *religiöser Reise-Führer*. Die Reisen gingen von der Alten Kirche bis zum Schamanismus oder wie immer seine Landkarte zu beschreiben wäre. Gerade die Anmerkungen in seinen Büchern zeugen ja von Schreibtischexpeditionen in eine weite Welt. Unvergesslich etwa die Callaweya in den bolivischen Anden und ihre Einsichten über die Trauer als Macht. Er kannte sie natürlich auch nur aus Büchern.

Er war aber auch praktisch sehr experimentierfreudig, etwa in der „Heilungsszene“, und hat versucht, „genau und behutsam“ zu beschreiben, was auf solchen Reisen im religiösen Beziehungsgeflecht Überraschendes und auch Unheimliches geschehen kann. Spirituelle Handlungen und ihre Wirkung wurden dadurch verständlicher.

Schön, wie andere, die bei Josuttis gelernt haben, die Expeditionen in neue Welten fortsetzen und von ihren Entdeckungen berichten, wie Hans-Martin Gutmann mit den „Tweets für das Leben.“

Schade finde ich, dass Josuttis sich manchen neuen Horizonten entzogen hat, die sozusagen von seiner Haustür aus sichtbar waren und in meiner Generation viel angestoßen haben.

Etwa die feministische Theologie. In Fallberatungen schien ihm oft nicht klar zu sein, wie die Haushälterin der Geheimnisse anders dran sein kann als der Haushalter. Da hätte er gern mehr von uns lernen können.

Den Dialog mit dem Judentum hat er polemisch abgelehnt als Judentum. Hätte er doch (mit einer kleinen Kurskorrektur in seiner lutherischen Theologie) die Tora als befreiende und Leben schaffende Kraft entdecken können, zum Beispiel mit Professor Bernd Schaller, dem besonders ausgewiesenen Judaisten dieser Fakultät. Mit ihm war er ja bis zum Ende eng verbunden – und das nicht nur beim Skat spielen.

Ja, Manfred Josuttis war einer, der seine Grenzen hatte, Gott sei Dank. Und doch für sich und für andere Grenzen enorm geweitet hat, Gott sei Dank.

Teil 3 – Wie tun die Haushälterinnen und Haushälter der Geheimnisse Gottes ihre Arbeit?

Vier Beispiele aus der Praxis

Haushälterin zu sein verstehe ich so: das Haus ist schon da, es gehört mir nicht. Ich walte vorübergehend meines Amtes und stelle meine Gaben zur Verfügung. Im Haus bin ich zusammen mit anderen, die ihre Gaben und Ämter haben.

„Was meinen Sie wohl, wie viele Menschen in Ihrer Gemeinde heilen können?“ hat Josuttis einmal gefragt. „Sie müssen das nicht können, aber Sie sollten die ermutigen, die Zugang zu heilenden Kräften haben. Sie werden alle Ihre Wunder erleben.“

Als Haushälterin ist es mir ein Anliegen, dass alle im Haus ihre eigenen Glaubensräume erkunden und dass wir entbunden werden von belastenden Prägungen. Ich Sorge für die, die mich gerade brauchen. Und für mich selber ist auch gesorgt. Wir alle in diesem Haus geben und nehmen Segen.

Ich erzähle Ihnen jetzt noch beispielhaft von einigen Impulsen für die Praxis der Haushälterinnen und Haushälter aus der gemeinsamen Arbeit in den Kursen zu Handwerk und Seelsorge.

Etwa für die *Konfirmationsvorbereitung*: Da habe ich eines Tages entschieden, die Gruppentreffen aus dem Gemeindehaus in die Kirche zu verlegen. Auf die Idee kam ich bei einer Fortbildung, bei der es um Erfahrungen mit dem „Raum in Christus“ ging.

„In Christus“: das war für mich eine abstrakte paulinische Formel. Auf einmal wurde daraus ein Lebensraum und diesen Raum konnte ich den „Konfis“ und mir selber in der Kirche am besten eröffnen.

Ein Beispiel zur Arbeit im *Gottesdienst*, das eine Kollegin in der Gruppe erzählt. Regelmäßig vor dem Gottesdienst verwickelt der Küster sie wegen einer schweren Erkrankung in Seelsorgegespräche.

Wir anderen fanden, sie hätte dafür Mitleid verdient („dieser schwere Beruf“) – oder auch Bewunderung („dass sie das kann!“). Josuttis reagiert natürlich ohne Mitleid oder gar Bewunderung, viel mehr mit dem für ihn so typischen aufrüttelnden Zorn: Was die Kollegin sich einbilde! Ob ihr denn klar sein, unter welchen Einflüssen und mit welchen Lasten sie danach in den Gottesdienst gehe! Zur praeparatio gehöre die ungestörte Ruhe in der Sakristei und die entsprechende körperliche Einstellung. Der Küster könne zu anderen Zeiten mit ihr sprechen.

Josuttis sah diesen Fall als Beispiel für das größtenwahnsinnige Ideal von Pfarrerinnen und Pfarrern, immer und überall verfügbar sein zu müssen. Für dieses elende Nettsein wollen im Nettigkeitsmilieu! Größenwahn muss ausgetrieben werden. Das konnte er gut. Fürs „nicht nett sein“ reichte eine Erlaubnis. Die fiel ihm ja nicht schwer, da das Nettsein nun wirklich nicht sein Problem war. Die Kollegin stand von da an nicht mehr zwischen Tür und Angel der Sakristei zur Verfügung.

Eine andere Kollegin berichtet von Jahre langer *Seelsorge* mit einer Frau aus ihrer Gemeinde. Deren Lebenskraft war in der Kindheit schwer vom Tod verletzt worden. Die Kollegin hat sich ungeheuer um die Frau bemüht, auch in suizidalen Phasen. Und jetzt war sie am Ende ihrer Ideen und ihrer Kraft.

Josuttis macht eine klare Ansage: Sie solle aufhören, sich anzustrengen und gegen die Wirkungen der Todesmacht im Leben dieser Frau an zu arbeiten. Die Vertreibung der Trauergeister sei keine Folge menschlicher Arbeit, sondern brauche die Anrufung einer anderen Macht. Er schlug Folgendes vor: die Kollegin beendet vorerst die Gespräche und bittet die Frau, jede Woche in die Sprechstunde zu kommen zu einem kurzen Segen. Das reiche ganz gewiss zum Leben, meinte Josuttis. Und so war es wohl.

Dem Handwerk des Segnens mehr zuzutrauen als den eigenen Bemühungen – das war eine gute Lehre. Manches Schwere wurde dadurch richtig leicht.

Ein letztes Beispiel, zum *Segen*. Ein Kollege erzählt von der Belastung durch einen Familienfluch, von dem ihm in der Seelsorge berichtet wird. Er fragt, ob der Fluch oder jedenfalls seine Macht nicht einfach nur Einbildung sei, das gebe es ja nicht wirklich.

„Aber, dass der Segen wirkt, das glauben Sie schon“, fragt Josuttis trocken. Wer die Macht des Fluches nicht anerkenne, nehme auch den Segen nicht ernst. Und so haben wir erarbeitet, wie ein Fluch zu bannen sei.

Die Beispiele machen hoffentlich deutlich, welche kraftvollen Impulse Manfred Josuttis geben konnte. Ich verdanke ihm viel. Und zahlreiche andere auch.

Teil 4 – Zum guten Schluss

Jetzt, da er nicht mehr mit uns arbeiten kann, lese ich immer wieder gern in seinen Büchern. Schade, dass es dieses neugierig gespannte Erwarten des nächsten Buches von ihm nicht mehr gibt!

Worum geht es dieses Mal, was hat er jetzt wohl wiederentdeckt und ausgeheckt?

Aber ich kann ihn ja zum guten Schluss zitieren und selber zur Wort kommen lassen: Mit Worten, die er in den neunziger Jahren hier in der Kirche gesprochen hat, zum Paulustext von den Haushälterinnen über die Geheimnisse.

„Ob, diese unerträgliche Leichtigkeit des Seins! ...

Die unerträgliche Last des Lebens ist abgeworfen. Die Zeit des Fragens und Suchens, sie ist vorbei.

Alle Ansprüche auf meine Person haben ihr Recht verloren. ...

Eine einzige Zugehörigkeit bestimmt unser Leben und zerreißt alle anderen Abhängigkeiten. ...

Wer bin ich, wer werde ich, wenn ich die Geheimnisse Gottes verwalte? Es gibt wahrscheinlich nur eine Haltung, in der das wirklich geschieht. Das ist die Anbetung. Wer Gott lobt, der lässt alle Welt hinter sich. Der will nicht mehr verstehen und nicht mehr erklären, weil er das Fragen und Suchen stärker und stärker vergisst.

Wer im Machtbereich Christi lebt, der kann von dem Urteil der anderen nicht mehr getroffen werden. Der ist auch und vor allem von den Selbstvorwürfen befreit. Was habe ich aus meinem Leben gemacht. ... Darüber haben nicht andere, darüber habe noch nicht einmal ich selber zu urteilen. ‚Er ... wird das Trachten der Herzen offenbar machen. Dann wird ein jeder von

*Gott sein Lob empfangen. 'Wunderbarerweise steht hier dieses eine Wort:
Lob. ...*

Wir guten und wir schlechten Schüler und Schülerinnen.

Wir guten und wir schlechten Menschen.

*Wir guten und wir schlechten Christinnen und Christen – wir werden gelobt
werden. ...*

Gott hat uns dieses reiche Leben geschenkt.

Gott wird dieses armselige Leben loben.

Was wird sein nach dem letzten Wort?

Mysterium des Glaubens.

„Ich werde sein, der ich sein werde.“⁴¹

Ich danke Ihnen.

Anmerkungen

- ¹ Vgl. Manfred Josuttis: *Ich bin ein Gast auf Erden. Eine pastorale Lebensgeschichte*, Gütersloh 2016, S. 12–20.
- ² Ansprache des Dekans am Fest aus Anlass des 60. Geburtstags von Manfred Josuttis am 29. Juni 1996.
- ³ Christoph Bizer / Jochen Cornelius-Bundschuh / Hans-Martin Gutmann (Hg.): *Theologisches geschenkt. Festschrift für Manfred Josuttis*, Wuppertal 1996, Vorwort (S. V).
- ⁴ A.a.O., S. 397,401,402.
- ⁵ Henning Schröer: *Josuttis ist anders. Aspekte eines zeitgenössischen praktischen Theologen*, in: A.a.O., S. 405–407.
- ⁶ Andreas Ohlemacher: *Das Gerhard-Uhlhorn-Konviket*, Göttingen 2011, S. 113.
- ⁷ Eine Bibliografie für die Jahre 1962-1996 findet sich in: Bizer / Cornelius-Bundschuh / Gutmann: *Theologisches geschenkt*, S. 444–460.
- ⁸ Manfred Josuttis: „*Unsere Volkskirche“ und die Gemeinde der Heiligen. Erinnerungen an die Zukunft der Kirche*, Gütersloh 1997, S. 35f.
- ⁹ Vgl. Manfred Josuttis: *Praxis des Evangeliums zwischen Politik und Religion. Grundprobleme der Praktischen Theologie*, München 1974, S. 11.
- ¹⁰ A.a.O., S. 39.
- ¹¹ Ebd.
- ¹² A.a.O., S. 163.
- ¹³ Vgl. Manfred Josuttis: *Der Pfarrer ist anders. Aspekte einer zeitgenössischen Pastoraltheologie*, München 1982, S. 9.
- ¹⁴ Vgl. a.a.O., S. 84.
- ¹⁵ A.a.O., S. 71f.

- ¹⁶ A.a.O., S. 72.
- ¹⁷ Manfred Josuttis: *Der Traum des Theologen. Aspekte einer zeitgenössischen Pastoraltheologie 2*, München 1988, S. 150.
- ¹⁸ Ebd.
- ¹⁹ A.a.O., S. 223.
- ²⁰ A.a.O., S. 226.
- ²¹ A.a.O., S. 228.
- ²² Manfred Josuttis: *Einführung in das Leben. Pastoraltheologie zwischen Phänomenologie und Spiritualität*, Gütersloh 1996, S. 105.
- ²³ A.a.O., S. 107.
- ²⁴ A.a.O., S. 152.
- ²⁵ Manfred Josuttis: „*Unsere Volkskirche*“ und die Gemeinde der Heiligen. *Erinnerungen an die Zukunft der Kirche*, Gütersloh 1996, S. 183.
- ²⁶ A.a.O., S. 19.
- ²⁷ Manfred Josuttis: *Religion als Handwerk. Zur Handlungslogik spiritueller Methoden*, Gütersloh 2002, S. 174.
- ²⁸ A.a.O., S. 15.
- ²⁹ A.a.O., S. 14.
- ³⁰ Manfred Josuttis: *Segenskräfte. Potentiale einer energetischen Seelsorge*, Gütersloh 2000, S. 132.
- ³¹ Josuttis: *Handwerk*, S. 13.
- ³² Josuttis: *Segenskräfte*, S. 29.
- ³³ Vgl. a.a.O., S. 68.
- ³⁴ Vgl. a.a.O., S. 121.
- ³⁵ A.a.O., S. 122.
- ³⁶ Vgl. a.a.O., S. 30.
- ³⁷ Vgl. a.a.O., S. 43, 109.
- ³⁸ Vgl. a.a.O., S. 108–110.
- ³⁹ A.a.O., S. 108.
- ⁴⁰ Vgl. a.a.O., S. 113.
- ⁴¹ Abgedruckt in Manfred Josuttis: *Offene Geheimnisse. Predigten*, Gütersloh 1999, S. 104ff. Der Titel der Predigt über 1Kor 4, 1–5 lautet „Verborgtheit“.